



Aufn. F. F. Bauer

„Das Wissen von der Rasse ist unser deutsches Evangelium“

Heinrich Himmler



Aufn. F. F. Bauer

Die Erhaltung und Mehrung wertvollen deutschen Blutes und darin Vorbild zu sein,
ist die wichtigste Aufgabe der Schutzstaffel

Bruno Kurt Schultz:

10 Jahre Verlobungs- und Heiratsbefehl in der Schutzstaffel

Die Rückschau über ein Jahrzehnt hat den eigenartigen Reiz, die Gegenwart mit einem bestimmten, noch nicht allzu lange zurückliegenden Zeitpunkte zu vergleichen und so einen Maßstab für die Veränderungen zu gewinnen, die in auf- oder absteigender Richtung stattgefunden haben.

Besonders weitgehend und entscheidend, ja sogar von weltgeschichtlicher Bedeutung, ist der Umbruch auf allen Gebieten, der sich für das deutsche Volk

seit der Übernahme der Staatsführung durch die NSDAP. ergeben hat. Mit dem Ablauf des Jahres 1931 läßt sich nun zum 10. Male die Wiederkunft einer der vorbildlichsten rassenfügerischen Maßnahmen in einer der Gliederungen der NSDAP., nämlich der Erlass des Verlobungs- und Heiratsbefehls durch den Reichsführer H , Heinrich Himmler, an die Schutzstaffel.

Der Befehl hatte folgenden Wortlaut:

München, den 31. Dezember 1931.

Der Reichsführer- H

H -Befehl - A - Nr. 65

1. Die H ist ein nach besonderen Gesichtspunkten ausgewählter Verband deutscher Nordisch-bestimmter Männer.
 2. Entsprechend der nationalsozialistischen Weltanschauung und in der Erkenntnis, daß die Zukunft unseres Volkes in der Auslese und Erhaltung des rassisch und erbgesundheitlich guten Blutes beruht, führe ich mit Wirkung vom 1. Januar 1932 für alle unverheirateten Angehörigen der H die „Heiratsgenehmigung“ ein.
 3. Das erstrebte Ziel ist die erbgesundheitlich wertvolle Sippe deutscher Nordisch-bestimmter Art.
 4. Die Heiratsgenehmigung wird einzige und allein nach rassischen und erbgesundheitlichen Gesichtspunkten erteilt oder verweigert.
 5. Jeder H -Mann, der zu heiraten beabsichtigt, hat hierzu die Heiratsgenehmigung des Reichsführers- H einzuholen.
 6. H -Angehörige, die bei Verweigerung der Heiratsgenehmigung trotzdem heiraten, werden aus der H gestrichen; der Austritt wird ihnen freigestellt.
 7. Die sachgemäße Bearbeitung der Heiratsgefechte ist Aufgabe des „Rassenamtes“ der H).
 8. Das Rassenamt der H führt das „Sippbuch der H “, in das die Familien der H -Angehörigen nach Erteilung der Heiratsgenehmigung oder Bejahung des Eintragungsgesuches eingetragen werden.
 9. Der Reichsführer- H , der Leiter des Rassenamtes und die Referenten dieses Amtes sind ehrenvörtlich zur Verschwiegenheit verpflichtet.
 10. Die H ist sich darüber klar, daß sie mit diesem Befehl einen Schritt von großer Bedeutung getan hat.
- Spott, Hohn und Mißverständen berühren uns nicht; die Zukunft gehört uns!

Der Reichsführer- H
gez. H. Himmler.

^{*)} Die Bearbeitung wird heute durch das Sippenamt des Rasse- und Siedlungshauptamtes- H durchgeführt.

Will man sich der Bedeutung der Maßnahme, die in diesem Befehl enthalten ist, bewusst werden, so muß man sich auch in die Zeit, in der er erlassen wurde, zurückversetzen. Es war um die Jahreswende von 1931 auf 1932, eine Zeit, als der Systemregierung noch alle öffentlichen Machtmittel und eine leicht aufzuhöhrende Masse der Strafe zur Verfügung standen und eine zügellose Presse ungehört ihre Flut von Hass und Bosheit über den Gegner ergießen konnte. Eine Zeit, in der die volksstremden Machthaber es immerhin noch wagen konnten, die SA und SS zeitweise zu verbieten und da besonders die treue Kampfprobte Schar der Schutzstaffel und ihr Führer Heinrich Himmler der größten Anfeindung ausgesetzt waren. „Spott, Hohn und Missverstehen berühren uns nicht; die Zukunft gehört uns!“ sagt der Reichsführer in sicherer Zuversicht am Schlusse seines Befehles, und so war es auch.

Die boswilligen Verdrehungen und bissigster Spott, die gerade dieser Befehl nach sich zog, stiegen ins Maßlose, aber die Schutzstaffel stand unerschüttert, ja sie war durch diese hohe Anforderung noch mehr gefestigt und hob sich als eine Auslese der Besten besonders klar von Untermenschen und Juden ab, die die Bannerträger des damaligen Systems waren.

Der Verlobungs- und Heiratsbefehl enthält in seinen 3 ersten Absätzen die wesentlichen und entscheidenden Richtlinien für die gesamte Einführung der Schutzstaffel zur Frage der Rasse, Erbgesundheit, Familie und Gesundung unserer schwierigen bevölkerungspolitischen Verhältnisse. Sie besagen, daß die Schutzstaffel eine Auswahl von Menschen darstellt, bei denen auf die Zugehörigkeit zu der Grundrasse des deutschen Volkes, nämlich der Nordischen, entscheidend Gewicht gelegt wird. Ferner, daß die Zukunft unseres Volkes von der Auslese und Erhaltung der rassisch und erbgesundheitlich Guten unseres Volkes abhängt und daß folglich ein möglichst zahlreicher Nachwuchs dieser wertvollen Sippen unbedingtes Erfordernis ist.

Die Erkenntnis von den Gesetzen des Blutes hat über das Bekenntnis zu diesen Gesetzen und besonders dem Nordischen Gedanken zur Tat und Anwendung geführt.

Die wesentliche Entscheidung über die Weitergabe und Vermehrung der guten Rassenanlagen wird bei der Gattenwahl getroffen. Gerade in diesem wichtigen Punkte hat der Liberalismus mit der vollständigen Verneinung der Bedeutung von Rasse und Vererbung im Zeitalter der Versäderung unser Volk in schwerste Gefahr gebracht. Besonders in solchen Fällen, in denen junge Menschen aus der geborgenen Lebenswelt des Bauern in die Stadt oder einen Industriort kamen, konnte man die verkehrte Gattenwahl beobachten, bei der nicht nach Ebenbürtigkeit in rassischem Sinne, sondern nach einer zu-

fälligen Bekanntheit oder nach dem Geldsack gekerztet wurde. Ein bezeichnendes Beispiel für die Verkürzung dieser Zeit ist das Anfechten der jüdisch-deutschen Mischlinge seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts. Unendlich viel Unglück war durch die liberalistische Auffassung der Ehe und des Verhaltens der beiden Geschlechter zueinander in die deutsche Familie hineingetragen worden. Damit sollte zunächst im Rahmen der Schutzstaffel nach dem Wunsche des Reichsführers SS ein für allemal gebrochen und eine Sicherung für die Zukunft geschaffen werden.

Sinn und Zweck der Ehe ist das Kind oder besser sind die Kinder. Darauf kam es dem Reichsführer SS aber mit diesem Befehl besonders an. Es sollten aus den Familien der Schutzstaffel Kinder herwachsen, von denen man mit Recht sagen kann, daß sie „wohlgeboren“, d. h. von rassischer und erbgesundheitlich hochwertigen Menschen abstammen. Bei solchen Kindern liegt es nahe, daß sie eine wirkliche Freude für die Eltern sind und daß diese sich daher um alles eine Vermehrung und nicht eine Beschränkung der Kinderzahl wünschen müssen. Wie sehen, welche ungebeuerten Weiterungen sich aus dem eingeschlagenen Wege ergeben.

In welchem Ausmaße die Schutzstaffel durch den Verlobungs- und Heiratsbefehl richtungweisend und vorbildlich gewirkt hat, wird aber auch klar, wenn man sich der Ablehnung und selbst der Bedenken wohlgesinnter Volksgenossen zur Zeit des Klasses dieses Befehles erinnert und wenn man heute feststellt, daß diese Gedanken der bewußten Gattenwahl weitesten Kreisen unseres Volkes geradezu selbstverständlich geworden sind und in vieler Hinsicht in der staatlichen Gesetzgebung seit 1933 ihren Niederschlag gefunden haben. Der Verlobungs- und Heiratsbefehl ist sowohl dem Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses, wie dem Ehegesundheitsgesetz und der Verordnung bezüglich der Unbedenklichkeitserklärung bei Eingebeiner Ehe sowie der ganzen Rassengesetzgebung weit voraus geeilt und hat damit im ganzen Volke vorbildlich und erzieherisch gewirkt.

Auch in den Reihen der Schutzstaffel selbst kommt der erzieherischen Seite durch den Verlobungs- und Heiratsbefehl eine besonders große Bedeutung zu. Jeder einzelne Angehörige der Schutzstaffel kommt in die Lage, sich mit den diesem Befehl zugrunde liegenden Gedanken zu befassen und sich über Begriffe wie Rasse, Vererbung, Auslese, Abstammung, Bevölkerungspolitik, Aufklärung zu verschaffen. Er lernt erkennen, daß er in diesen Fragen mit eingreifen kann und muß und selbst mit verantwortlich für die Entwicklung kommender Geschlechter ist. Somit ist der Verlobungs- und Heiratsbefehl ein ganz wesentlicher Pfeiler für unsere Weltanschauung wie für unser Handeln geworden.

Elisabeth Pfeil:

Das Bildnis als Quelle der Rassengeschichte (I)

In der Kunstschrift des Nationalsozialismus „Die Kunst im Deutschen Reich“ (4. Jg., Folge 6, Juni 1940) brachte Walter Horn eine Betrachtung zu den Bildern des baltischen Malers Otto v. Kursell. Unter ihnen befand sich ein Lutherbildnis. Es waren die bekannten Jüge: das feste Antlitz, die breite Gestalt — so hatte Cranach Luther gemalt. Aber dies Bild war zugleich auch anders, und unser Geschichtsbewusstsein wurde hier in besonderer Weise angesprochen. Dies war der Reformator, wie wir Deutsche von heute ihn jenen: der Befreier von fremden, der zu eigener Art zurückführt hatte, der Kämpfer für die Freiheit des Gewissens, der nicht davor zurückgeschreckt war, bis ans Ende seines Denkens und Gefühls zu gehen, Tod und Teufel trotzend und dabei warmen Herzens: fähig zu inniger Freude und jener „ göttlich tiefen Trauer“, von der Novalis spricht und die gerade die Großen überkommt, wenn sie ihr Werk mit übermenschlichen Mäzen messen.

Dies alles sprach uns aus Kursells Lutherbild an mit unmittelbarer Überzeugungs Kraft¹⁾ (Abb. I). Und es war verlockend dem nachzuspüren, was hier vor sich gegangen war, um eine Gestalt von solcher Eindeutigkeit entstehen zu lassen. Kursell hatte sich an den überlieferten Bildern ausgerichtet, aber gab er nicht mehr und Wesentlicheres als jene (jedenfalls für uns Wesentlicheres)? Und wenn er über sie hinausging, mit welchen Rechten hatte er es getan, und wo beginnt für das historische Bildnis²⁾ die Gefahr, willkürlich zu werden?

Ein historisches Bildnis ist Geschichtsdeutung so gut wie jede beschreibende Historie; Biographie vor allem: ein ganzes Leben wird hier in eine mit den Augen begreifbare Gestalt zusammengeschaut, ja meist drängt sich aller Ausdruck im Kopfe allein zusammen, der über das ganze Wesen eines Menschen aussagen soll. Und es muss mehr geben als den Ausdruck eines Augenblicks: der Darstellte soll nicht nur gezeigt werden, wie er in einer bestimmten Stunde³⁾ oder bei einer bestimmten Handlung erschien⁴⁾, sondern wie verlangen, die Individualität, die hinter seinen Handlungen und wechselnden Erscheinungen steht, herausgearbeitet zu sehen; seine ganze Entwicklung

soll sich anbieten, wie müssen seine Kämpfe, die Siege und die Enttäuschungen, sein Zukunftswohl und seine Revolution, sein Schicksal und seinen Charakter von seinen Jügen ableben können. Und wie die erzählende Biographie will auch die darstellende mehr als nur den Menschen selbst geben: der geschichtliche Hintergrund, von dem er sich abhebt, die Zeit, die er vertreibt, soll sich andeuten.

Das historische Bildnis steht daher unter ähnlichen geistesgeschichtlichen Bedingungen wie das Geschichtswerk überhaupt. Schon die Wahl des Gegenstandes ist eine Entscheidung: kein Zufall, dass der nationalsozialistische Kämpfer Otto von Kursell gerade den Reformator wählte, den an der Wende zweier Zeitalter stand und neue Maßstäbe gab. In den Fragen, die wir an die Vergangenheit richten, liegen die Fragen unserer Gegenwart; das gilt für den Maler, der seinen Blick zurückwendet so gut wie für den eigentlichen Geschichtsschreiber. Und wie der Historiker ist auch der Maler angewiesen auf die Überlieferung, sowohl auf die Fülle der Quellen wie auf ihre Stückhaltigkeit. Die Geschichtsquellen sollen die Antwort geben, die er sucht, oder sie sollen doch möglich machen, dass er sie sich gäbe: so gilt es, das überlieferte Material zu sammeln und zu sichten und in ein Bild zusammenzubauen. Wenn nun auch die besondere Fragestellung des einzelnen Historikers jedesmal, wenn das Geschichtsmaterial neu gesichtet wird, anderes für wichtig, anderes für unwichtig halten wird und der Vorgang des Zusammensetzens in seiner psychologischen Bedingtheit dem gewöhnlichen Bild nichtwendig eine subjektive Färbung gibt, so bleibt doch das historische Bemühen gerichtet auf das Objektive: festzustellen wie es wirklich gewesen ist, wie ein Mensch wirklich war und beim Maler, wie er ausgeschenkt haben muss in Augenblicken, wo sein wahres Wesen sich in seiner Erscheinung ausdrückte⁵⁾. Da der Künstler alles in den schaubaren Augenblick hineinpressen muss, wird der Umsetzungsvorgang, der vom Quellenmaterial zum Geschichtsbild hin stattfindet, noch mehr gesteigert sein als beim Geschichtsschreiber.

Gemälde von Otto v. Kursell

Abb. I. Luther

Vielelleicht ist ihm aus der mündlichen oder schriftlichen Überlieferung die Gestalt eines Menschen vor seinem geistigen Auge erwachsen, und nun muss er sie abstimmen auf die bildliche Überlieferung und es kann sein, dass sie nicht passen will zu dem Bilde, das in ihm entstanden war. Vielleicht auch hat sein anschauender Geist gerade an einem Porträt seines Söhnen die Eingabe gehabt und er

¹⁾ Auch Horn hat es so empfunden: „Je länger man das Bild betrachtet, desto belebter werden seine Jüge . . . die tiefen leidenschaftlichen Augen leuchten, der strohige Mund will öffnen, um zu feinen lieben Wörtern zu sprechen.“ Wir schaute den großen Mannsbildnis Bauen, der dem Volk aus Maul und Schuh aus dem tiefen Bebenen der Überlieferung das göttliche Gut der deutschen Muttersprache empobte. Das ist das Lutherbild unseres Zeits.

²⁾ Genau genommen ist Bildnis oder Porträt nur das Bild, das am Lebenden abgemessen wurde, aber wie soll man dies nennen?

³⁾ Nur ein äußerster Impressionismus fasst das Porträt so auf.

⁴⁾ Das ist Aufgabe des Historienbildes.

⁵⁾ Die Stagnation nach dem Erscheinen des Wesens in der „Erscheinung“ muss hier offen bleiben. Horn: „Das äußere Erscheinungsbild löst den behändigeren Kern der Persönlichkeit nur unvollkommen durchschimmen.“



beginnt dann erst, über ihn nachzulesen und nachzufragen; wie immer es sei — er wird eine Auseinandersetzung mit beiden Arten des überlieferten Materials nicht umgehen können, wenn er sich von Willkür fernhalten will. Der Historiker seinerseits findet sich heute, — wo er Weltgeschichte als Kästengeschichte begreifen will — stärker denn je auf das überlieferte Bildnismaterial verweisend. Wer aussagen will über das rassische Gepräge von Bevölkerungen und den rassischen Stil von Persönlichkeiten, wer Kulturergebnisse in Zusammenhang bringen will mit der erbbiologischen Beschaffenheit bestimmter Bevölkerungsgruppen, dem wird das Portrait aus vergangenen Zeiten eine willkommene Quelle sein. Sein gefülltheitloses Schauen wird zum Gesichtschein, es berührt sich mit dem des Künstlers; und wenn jeder von ihnen dabei seinen eigenen Gegebenen folgen muss, so wird es kein Schade sein, sich über die Bedingungen beider Arten von Sehen klar zu werden. Es dürfte in der wissenschaftlichen Lage, in der wir uns befinden, zunächst einmal angezeigt sein, das Bildnis auf seinen Wert als historische Quelle zu prüfen. Denn es will uns scheinen, als bestünde die Gefahr, daß es gar zu unbedenklich verwertet würde. Und wenn ohne Kritik familiengeschichtliche und erbbiologische Schlüsse daraus gezogen werden, könnte man zu recht falschen Vorstellungen kommen: die Rassen- und Bevölkerungsgeschichte kann sich manchen Umweg ersparen, wenn nun, wo man sich eben anschaut, das überlieferte Bildnismaterial auszuwerten, eine Bestimmung auf die Grenzen der Verwertbarkeit des Bildnisses für die Geschichtsschreibung stattfindet.

Darin hat uns nun die Beschäftigung mit dem Werk Bursells geführt, scheinbar weitab von der ersten Frage, die es in uns aufrührte: was denn in ihm vorgegangen sei, als er sich am Cranach ausrichtete und von ihm entfernte, aber wir werden doch immer wieder zu ihm zurückkehren, und wenn wir nun unternehmen, die Bedingtheiten des Porträts und damit auch die Begrenztheit seiner historischen Auswertung anzudeuten, so wollen wir es an den Bildnissen der deutschen Reformationszeit versuchen, zu denen Bursells Lutherbild uns hingeleitet hat.

Quellenkritik, jene unerlässliche Voraussetzung historischer Wissenschaft durfte dem Portrait gegenüber schon deswegen am Platze sein, weil das überlieferte Bildnis selbst bereits Deutung ist. Der Träger der Geschichte begann uns hier als gedeutete Persönlichkeit⁶. Es wundert uns nicht, daß, wie oben sagten, ein überliefertes Bild gelegentlich fördert auf den Vorgang der Bildwerbung im heutigen Künstler wirken kann, wenn wir bedenken, daß der Künstler, der den lebenden Menschen abbildete, seine besondere Auffassung dieses Menschen gab, eine Auffassung, die mannißisch bedingt sein mußte. Jedenfalls einmal kommen die persönlichen Bedingungen in Betracht: die Schärfe seiner Beobachtung (und zwar sowohl der Formbeobachtung wie der psychologischen), die künstlerische Fähigkeit, das Geschehnis auch so wiedergeben zu können, wie es vor seinem inneren Auge stand und das Charakteristische so deutlich zu machen, daß auch andere es zu erkennen vermögen, die es von selbst nicht aus den Zügen eines Menschen herauslesen würden. Sein menschliches Niveau ferner: wie weit er fähig war, den Menschen, der da vor ihm saß, zu erfassen, wieviel er von ihm wußte und wie weit jener sich ihm gab. Denn nicht nur auf den Darstellenden kommt es an, auch auf den Dargestellten. „Das Portrait entsteht als eine Begegnung zwischen zwei Menschen“⁷. „Wo eine innere Verwandtschaft zwischen dem Malenden und dem Dargestellten mitklingt, kann der schöpferische Akt zur Vollkommenheit gedeihen“ (Horn mit

Bezug auf Otto v. Bursell). In anderen Fällen wieder besteht die Gefahr, daß der Künstler etwas in sein Objekt hineinsetzt, was gar nicht in ihm vorhanden ist, etwa ein Problem, das ihn selbst beschäftigt, auf jenen überträgt. Es gilt ferner, die „Stunde“ zu wählen (nicht die Stunde der Sitzung, sondern die Stunde, die festgehalten wird, ist gemeint), „es kann eine Altstundensein, aber auch eine Schießstundensein“ (Waegold)⁸. Zwischen dem „Festhalten einer Stimmung, die über das Antlitz eines Menschen zieht und dem Herausarbeiten des Bleibenden, des Charakters“⁹ liegt eine ganze Stufenfolge von Portraitaufnahmen, vor allem des Künstlers, aber auch in nicht zu unterschätzendem Maße des Dargestellten. Welche der hierin liegenden Möglichkeiten er wählt, ist weitgehend vom Zeitcharakter bestimmt. Der Impressionismus bevorzugte das eine Extrem, wir in unserer Begriffsbestimmung des Porträts (oben S. 5) näherten uns dem anderen. Jedes Bildnis wird den Stempel des Kulturbuchstabs tragen, in dem seine Entstehung fiel, es wird dadurch bestimmt sein, was seine Zeit vom Menschen erwartete, welches Bild haben Menschentums sie aufgestellt hatte und was sie daher auch von der Bildnisdarstellung des Menschen wollte. Auch die Kunstradition, in der der Maler steht, spielt eine Rolle: die künstlerische Entwicklung ist zur Stunde, wo ein Portrait entsteht, bis zu einem gewissen Punkte vorgetrieben, er hat von ihm auszugehen, und selbst wenn er einen Schritt weitervordringt, bleibt er durch den Ausgangspunkt mitbedingt. Wie stark die Überlieferung einer Schule selbst bedeutende Künstler binden kann, hat Max Klemmerich in bezug auf das Portrait nachgewiesen; so ist z. B. die Form des Mundes in bestimmten Malerschulen traditionsgesetzten und wird nicht individuell wiedergegeben trotz sonstiger Porträtabstiegs¹⁰). Beim Übergang von typistender zu porträtiertender Darstellung sind wir diese „unvollkommenen Porträtabilität“, und selbst bis in die Zeiten reißender Porträtkunst hinein wirken in bezug auf bestimmte Merkmale solche Bindungen¹¹)! Alles dies gilt es zu wissen und zu berücksichtigen.

Es spielt ferner ein: Rolle, ob die Zeit starke Ausdrucksmittel liebt oder ob sie dem Verborgenen nachspüren will. Windelmann hat dies an der Kunst der Alten gerahmt, daß sie nur den Funken im Feuer sehen ließ und mit wenigstens viel anzudeuten gewußt habe; während die neuzeitlichen Künstler dazu neigten, „die Wahrheit über ihre Grenzen aufzuhüpfen“, was bei den alten Künstlern „die Schönheit die Junge an der Waage des Ausdrucks“. Dieses verschiedene Verhalten gegenüber dem Ausdruck wird eine Berücksichtigung bei der charakterlichen und rassenbiologischen Auswertung der Porträtkunst erfordern.

Diese verschiedenen Bedingtheiten stehen aber nicht vereinzelt nebeneinander, denn Kunstill und Zeitcharakter hängen ja zusammen (wenn sie sich auch keineswegs voll auseinander ableiten lassen) und das innere Bild vom Menschen, das dem Künstler vorwirbelt, steht ebenso unter den Einflüssen des Zeitideals wie das des Dargestellten, wenn er sich in bestimmter Weise abgebildet zu sehen wünscht. Andererseits werden die persönlichen Voraussetzungen von Künstler und Abgebildetem den Zeitcharakter abwandeln.

Es springt also die Frage auf, ob der Dargestellte wirklich so ausgesehen hat, wie das überlieferte Bild ihn uns zeigt und ob wirklich Wesentliches gegeben wurde, wenn sein Porträtist ihn so und so kennzeichnete.

⁶) W. Waegold: Die Kunst Albrecht Dürers. Wien 1935.

⁷) Derselbe.

⁸) B. weist darauf hin, daß heute in Standbildern nur der Kopf ähnlich gegeben wird, der Körper aber groß und harmonisch, ganz gleich wie die Statue des Dargestellten war.

⁹) M. Klemmerich: Die sechzehnmalsteilige Porträtplastik in Deutschland. Leipzig 1939.

¹⁰) G. Deckert: Zum Begriff des Porträts, Marburger Jahrbücher für Kunst und Wissenschaft, 5. Bd.

¹¹) Deckert a. a. O.

Wenn uns die eben angestellten theoretischen Überlegungen nicht schon zur Voricht mähen sollten, so würde ein flüchtiger Überblick über die Porträtkunst genügen, es zu tun. Denn die sofort ins Auge fallende Tatsache, daß die Bildniss jeder geschichtlichen Zeit so durchgängig gleichen Charakter tragen, ja daß die Menschen einer Zeit sich in manchen Sinsichten fast ähnlich seien, müßte uns an der Objektivität der Darstellung zweifeln lassen. Auch die Porträts eines und desselben Malers sind manchmal von einer, fast möchte man sagen, Familienähnlichkeit; z. B. zeigen alle Köpfe, die der alte Rembrandt und zwar als Porträts, also als Wiedergabe bestimmter Menschen, gemalt hat, die gleichen verschatteten Augen¹³. Der Tatbestand läßt zwei Deutungen zu: 1. Entweder waren sie tatsächlich untereinander relativ ähnlich, indem die Menschen einer bestimmten Epoche und eines bestimmten Kreises Jüge aufweisen, die nur ihnen, jedenfalls ihnen in vorzülichem Maße, angehören, 2. oder die Künstler haben sie ähnlich gezeichnet als sie waren, das heißt, daß sie bewußt oder unbewußt zu einem Leibbild hinstilliert wurden — Fragen, deren Beantwortung für die Rassen- und Bevölkerungsgeschichte von ausßagender Bedeutung wäre. Es liegt nahe zu erwarten, daß die Antwort kein Entweder — Oder bringen wird, sondern daß Beides unabsehbar ineinander spielen wird. Jede Kulturrepoche wird von andersgearteten Menschen vorsätzlich getragen werden, es wird einen für eine Zeit bezeichnenden Schlag von Menschen geben; aber auch jeder Mensch wird durch die Kulturlage, in die er hineingeboren ist, in Haltung und Ausdruck bis zu einem gewissen Grade umgeprägt, indem bestimmte Sichtarten seines Wesens angespannt und entwickelt werden, andere unentfaltet bleiben, und das Bild des Künstlers vom Menschen wird durch die Kulturrepoche bestimmt. Wie sich beide Kulturregruppen zu einander verhalten¹³, darin muß die Antwort liegen; im Hinblick auf unser engeres Thema: inwiefern die vergleichsweise Ähnlichkeit der Menschen auf den Bildnissen einer Zeit durch das tatsächliche rassische Gepräge der damals lebenden Menschen gegeben ist und inwiefern sie sich aus den künstlerischen Schulen und dem Idealbild der Zeit ergibt, oder aus der Individualität der einzelnen Künstler; auch diese hat ihre rassischen Grundlagen so gut wie das Leibbild der Zeit, auch sie sind zu beachten und im Zusammenhang mit der Prägung durch die Umweltlage zu erwägen¹⁴.

Wenn wir die Bildnisse der verschiedenen großen Zeitschichten der Kulturgechichte vor unserem Auge vorüberziehen lassen, so haben sich die Bilder der deutschen Reformationszeit sehr kennzeichnend von allen anderen Zeiten ab. Sie unterscheiden sich sowohl von denen der vorhergehenden Zeit, der Frührenaissance, wie die Menschen ein wenig nachvoraus und seltsam unbelöst aus dem Bilde herausblitzen, wie von denen der nachfolgenden Barockzeit, wo sie sich dem Beschauer voll und aufgeschlossen darbieten. Die Menschen der Reformationszeit pflegen ernst und gerade vor sich hinzusehen, sie wollen nichts vom Beschauer, wie die Barockmensen, die gefallen und hinreissen wollen, aber sie wollen sehr viel von sich, das sieht man ihnen wohl an. Die Frührenaissance zeigt uns die

¹³ G. Deckert, a. a. O.

¹⁴ Auf das Einzelheitensole von Erbbaugeschäft und Umwelt für das Jahrhundert einer Zeitschrift vergleiche E. Pfeil: Die biologischen und soziologischen Grundlagen der holländischen Kunst des 17. Jahrhunderts, Heftschrift für K. Samann, Düssel bei Magdeburg 1929.

¹⁵ Paul Schulze-Naumburg, der als erster Kunsthistoriker unter rassischen Gesichtspunkten gearbeitet hat, sagt und in seinem Buche „Rasse und Kunst“, wie stark die mied durch ein Vorbild geturnten, also die frei erzudenken Menschenfiguren eines Künstlers durch seine eigene Leiblichkeit bestimmt werden. Im Portrait wird sie sich weniger unmittelbar und greifbar ausweichen, aber mit Sicherheit sieht das Rattenkunst eines Künstlers eine Rolle in der Art, wie er das Portrait auffaßt. Man darf sich diese Beziehung nur nicht zu einfach und eindeutig vorstellen.

Menschen gerne jugendlich-hybride, das Barock bevorzugt den Menschen in der Fülle seiner Kraft, reif und blühend. Das Rokoko kehrt dann wieder zum jungen Menschen zurück. Romantik und Klassizismus führen das fort, aber wenn zur Zeit des Rokoko das Bestreben des Menschen darauf gerichtet war, heiter und anmutig zu sein und das Haupt hoch zu tragen und so auch im Bilde zu erscheinen, so fand die Romantik die Würde des Menschen darin, von Konvention und Formel frei den Mächten des Lebenbegierden, dochend und fühlend hingegeben zu sein; und Jungsein hiess hier etwas ganz anderes als zu anderen Zeiten. Gerade die Bevorzugung bestimmter Lebensalter und Reifegrade durch die verschiedenen Epochen ist aufschlußreich, denn das wird ja niemand ableugnen wollen, daß die Menschen zu allen Zeiten jung und mittelalt und alt waren; die Altersverschiebung bei gleichem Material kommt hier schon heraus. Sie hat sehr viel mit dem zu tun, was man vom Menschen überhaupt dachte, und wie sehen die Umlösung der Einzelnen zum Zeitpunkt hin hier mit größter Deutlichkeit? es kann uns auf anmutigen Rokobildern ergreifen, wenn Schönheitsgezeichnete Menschen bemüht sind, sich heiter und unbefriedigt darzubieten — die Falten an Nasenwurzel und -flügel widersprechen oft dem lächelnden Munde, das Hochliegende des Blicks den müden Fältchen um die Augen. Bei Malern von geringerer Qualität kann diese Umlösung protestierende Formen annehmen; ich erinnere mich an ein großes Gruppenbildnis in der National Portrait Gallery in London, wo sämtliche Parlamentsmitglieder aus dem Jahre 1821 (oder so) durchaus mit Poetentalenten wiedergegeben waren, meist weißhaarige ebenwerte Lords, aber alle mit Gesichtern 20-jähriger Jungs.

Das Reformationsalteiter wollte den Menschen ernst, rubig, aufrecht stehen; es ist die Zeit des Bildnisses der Männer zwischen 40 und 60 Jahren. Mit dem Frauenbildnis wurde es — berechnend genug — weniger gut fertig; anders als die italienische Renaissancekunst entwickelte es kein eigengesetzliches weibliches Bildnis, sondern unterwarf die Frauen den gleichen künstlerischen Fragen wie die Männer, wobei denn kein Wunder ist, daß sie meist so missvergnügt dastehen¹⁵). Natürlich haben wir auch Porträts junger Menschen dieser Zeit, aber, von wenigen Ausnahmen abgesehen, deuten sich schon im frischsten Mädchendorf die reizende Hausfrau von später an, und in den Jüngern der Jünglinge spürt man schon „die wiser und die saader man“. Zur Reformationszeit war der reife Mensch Gegenstand des Interesses, und wenn man den jüngeren porträtierte (notato sine XXIII), so tat man ihm das höchste Lob an, wenn man ihn schon als gereift, umstötig, seinen Lebensbezirk voll abschließenden Mann¹⁶) darstellte.

Das Bild eines bestimmten Menschentums betrifft nun aber nicht nur Alter, Reifegrad, Haltung und Blick, sondern greift selbst die Formbildung an; die Ausformksamkeit des Künstlers gilt zu verschiedenen Zeiten ganz verschiedenen Seiten des menschlichen Kopfes. Die Reformationszeit bevorzugte die Darstellung im Halbprofil, man fand bestimmte Linien besonders ausdrucksstark, so die Linie, die von der Schläfe über die Wangennothen zum Kinn hinunterzieht (andere Zeiten haben sie überhaupt nicht beachtet!). Sie kommt im Halbprofil am besten heraus; aber auch die weniger zahlreichen Frontalsbilder der Zeit wissen sie deutlich zu machen, und selbst die Plastik, die ja nicht so wie die Malerei einzelne Umrisslinien auswählend bevorzugen kann, wußte diesen Linienzug hervorzuheben. Man sehe sich Niemandsnabel und Veit Stoß darauf hin an, wie verliest sie in diese Linie waren (und

¹⁶) Wer würde Dürr auf dem Magdeburger Selbstbildnis von 1908 für 26 Jahre alte halten? Es ist ein ausgereifter Mann, der uns daraus ansieht.

in den Winkel zwischen Augenbraue und Nase). Wenn aber gewisse Linien und Formen betont, ja überbetont würden, so wird das den rätselhaften Charakter des Gesichts treffen und gibt uns also auf das Dringlichste an.

Als die Maler gegen 1500 begannen, die Bildnisse psychologisch zu vertiefen, befanden sie sich einer Porträtaufbereitung gegenüber, die stark linear war: In Linien, nicht in Flächen suchte das 15. Jahrhundert das kennzeichnende Gepräge eines Kopfes zu geben. Und zwar hatte es sich darum bemüht, den Menschen so festzuhalten, wie er in seiner Einmaligkeit aus sieht; das war auch weiterhin das Streben, nur sollte mit dem Aussehen zugleich das eigentliche Wesen gegeben werden. Kein Ideal von Schönheit triebte das Bemühen darzustellen, wie der Mensch wirklich war. Die Bevorzugung des $\frac{1}{2}$ und $\frac{1}{3}$ Profils ist bezeichnend für diese Haltung der Kunst: selten ist ein Gesicht in dieser Stellung schön, aber kaum eine Gesichtsstellung bietet einer mit linearen Ausdrucksmitteln arbeitenden Malerei so viel Möglichkeiten der Charakteristik wie diese. Man sollte nur von einer Epoche, der es beim Bildnis mehr um die Physiognomik ging als um Schönheit, erwarten, daß sie die Menschen wahrer darstellte als solche Seiten, die sie auf ein bestimmtes Schönheitsideal hin stilisierten, und in gewissem Maße ist das auch der Fall. Wenn wir uns indessen klar machen, daß auch der Vorgang des Charakteristizierens ein Auswahlvorgang ist, nämlich vernachlässigen, was einem unrichtig erscheint, und betonen, was man für wesentlich hält, so springt die Subjektivität einer um Charakteristisch bemühten Darstellung sofort auf. Das innere Bild bestimmt die Auswahl, und auch eine Bildniskunst, die die Menschen geben will, wie sie sind, wird sie der Nachwelt so überliefern, wie sie die Menschen haben wollten. So werden daher diejenigen Menschen die größte Aussicht haben, „richtig“ dargestellt zu werden, die dem inneren Bild der Zeit am meisten entsprechen. Ein Zeitalter ist ja nichts Zufälliges, sondern stark bedingt durch die Persönlichkeiten, die — innerhalb der von der geschilderten Stunde gegebenen Möglichkeiten — ihn geprägt haben: Die Schönheit einer Kulturrepoche werden ihm ihre eigenen Züge aufgedrückt haben. Der Künstler wird, wenn er solche Kulturschöpfungen Menschen darzustellen hat, ihre Eigenschaften vielleicht steigern und überbreiten können, deutlicher zum Ausdruck bringen, als sie in ihren Gesichtszügen erscheinen, aber er wird sie wahrscheinlich nicht so leicht umbilden, und das gleiche liegt mehr oder weniger bei jenen Menschen vor, die zwar nicht selbst der Zeit ihre Gepräge geben, aber in die nun einmal von den Großen so und so geprägte Zeit

hineinpaßten, die eigentlichen Träger dieser Kultur¹⁹. Die breite Masse der anderen aber wird nach jenem Bild umgestaltet werden, sich auch selbst in Tracht, Haltung und Ausdruck ihm anzuhmeln suchen. Die Masse ist ja erstaunlicher Verwandlungen fähig, wie haben so ein Beispiel erlebt: als es nach dem Weltkrieg Mode war, Knabenköpfe auszusehen, da haben auf einmal die meisten Frauen tatsächlich Knabenähnlich aus. Die Verwandlung erstreckt sich fernerweise bis in die Gesichtsformen, es hat Kreise und Seiten gegeben, wo es als Höchstes galt, die Habsburger Unterlippe aufzuweisen, zahlerige Porträts zeigen sie²⁰. Nichts wäre verkehrter als auf eine Verwandlung mit den Habsburgern (oder auf eine parallele Erbanlage) zu schließen: Objekt und Maler haben vielmehr ihr Bestes getan, um sie hervorzuheben! In solchen Extrembeispielen liegen die sonst unauffällig laufenden Umsetzungsvorgänge deutlich zutage.

Luther war, wenn einer Vertreter eines Volkes und einer Zeit, die wir oft mal die Lutherzeit nennen. jedenfalls vertrat er die Seite an ihr, die in die Zukunft führte und alle weitere geistige und kulturelle Entwicklung bestimmte. Erasmus von Rotterdam, selbst Vertreter einer bedeutenden Richtung der Zeit, des germanischen Humanismus, konnte sich nicht genug wundern, daß Luther es war, der mit seinen einfachen und schlauen Antworten den Menschen das gab, wonach sie verlangt haben²¹. Wenn es galt Luther zu malen, so wußte der Maler: er hatte das Wesenbild der Zeit selbst zu malen; keine Gefahr, daß er nach fremdem Bild hinflüssig wurde. Wenn die Zeit den Mann ernst und selbstständig und aufrecht wollte: er war es, der alle diese Eigenschaften in starker Masse verkörperte; und wenn sie den Menschen im Bilde sehen wollte, wie er wirklich und wesentlich war, so war hier ein Mann, dessen Wesen offenbar geworden war. Ein Lutherbildnis müßte, wenn unsere Überlegungen zu Recht beständen, alle Wahrscheinlichkeit haben, den Mann wie er war und wette, festgehalten zu haben.

Wenden wir uns aber nur den Bedingtheiten der überlieferten Lutherfordstellung durch die Künstlerpersönlichkeit zu, so bleibt trotz dieser günstigen Lage noch so viel an subjektiver Trübung, daß wir auch den Lutherporträts gegenüber eine kritische Haltung einnehmen müssen.

(Fortsetzung folgt im nächsten Heft.)

¹⁹ Die Unterscheidung zwischen Schöpfern und Töldern einer Kultur im bevölkerungsbiologischen Sinne hat W. Scheidt gemacht.

²⁰ Vgl. E. Rodenwaldt: Rassenmischung als historisch-biologisches Problem. Bremen 1940.

²¹ Siehe J. Suizinga, Erasmus v. Rotterdam.

Kuno Waltemath:

Germanisches Blut der südöstlichen deutschen Ostmark

Das, was wir im Nordosten des Reiches an Entfernung deutsches Blutes erlebten, ist auch im Südosten zu beklagen, wenn auch nicht in solchem Maße wie dort. In Südschlesien, in Südmähren, in Böhmen liegen wie auf den Trümmern eines ehemals viel reicheren Deutschlands. Hier hat die slowenische Bewegung vor dem Weltkriege und im vorigen Jahrhundert ihm schwere Wunden geschlagen, und noch schwerere die 22 Jahre der jugoslawischen Herrschaft. Eine ähnliche Wirkung haben die Gegenreformationen des 16. und 17. Jahrhunderts gebracht. Steiermark war durch die mittelalterliche Kolonisation, die den bairischen Volksstamm zum Träger der Germanisierung der südöstlichen Ostmark machte — neben ihm siedelten hier auch viele Franken —, fast ganz deutsch

geworden. Nur im südlichsten Teile hielt sich das windische Volkstum, jedoch durch die deutsche Einwanderung stark geschwächt; Städte und Marktflecken und viele Bauernsiedler waren Söhne des Deutschbluts. Im 8. Jahrhundert schon kamen die Baien in das Land, in welchem sie auf starke Reste der feltoromanischen Bevölkerung trafen, mit der sie sich mischten, die von ihnen aufgesogen wurde, in einem langen Prozeß. Noch im 9. Jahrhundert fanden Mischungen statt. Ebenso mischten sie sich vielfach die Slowenen ein, die vom 6. Jahrhundert ab eingewandert waren und gleichzeitig feltoromanisches Volkstum in sich aufgenommen hatten. Das Land bot reiche Gelegenheit zum Siedeln, da es nach dem Sturze der Römerherrschaft wieder großenteils in den Uezustand gesunken war. Die

Römerstädte Paetovium — heute Pettau — und Telega Claudio — heute Cilli — lagen in Trümmern, von denen jetzt noch zahlreiche Überreste vorhanden sind. Die Ungarnkriege bedeuteten lediglich eine Unterbrechung des Juges der Einwanderung, die nach der grossen Ungarnschlacht am Lech 955 um so kräftiger in Gang kam. Von der Burg Pöken, dann von der Steierburg an dem Zusammenfluss der Steier und der Enns ging sie aus. Die deutsche Siedelung fasste zuerst an der Mur festen Fuß, um dann bis über die Drau vorwärts zu siedeln. Bis zum 12. Jahrhundert wurde sie zuerst von den geistlichen und adeligen Grundherrschaften betrieben, dann vom 12. Jahrhundert ab dannen von Bauernschaften. Schon Mitte des 13. Jahrhunderts war Obersteiermark fast ganz deutsch geworden. Erich Beyer schreibt in seiner „Bevölkerungsgeschichte Deutschlands“: „Die Zahl der slawischen Siedler war in der Mitte des 13. Jahrhunderts nach den landesfürstlichen und fiktlichen Urbaren noch gering. Im Umkreis Judenburg begannen im Jahre 1265 bei Auschluss der kirchlichen Namen unter 33 Personennamen 37 deutsche Namen, im Weinbaugebiet um Marburg unter 132 Namen 114 deutsche, bei Greisenburg im Jahre 1267 unter 118 Namen 88 deutsche, bei Uebelbach unter 127 Namen 93 deutsche. Im Ennstal zwischen Judenburg und Leoben und bei Voitsberg waren um 1290 fast nur Namen deutscher Herkunft vorhanden.“ Neben den Bischöfen war besonders das Kloster Admont an der Siedlung mit deutschem Bauen beteiligt.

In Kärnten kamen die bairischen Bauern in den Bereich von Geländen, die Siedlungen der Langobarden gesessen hatten, die ebenso wie hier in Steiermark und Kärntn anfänglich gewesen waren. Um 630 werden sie für das kärntische Gailtal bezeugt. Kräftige Förderer der Ansiedlung bairischer Bauern in diesem schönen Alpenlanden mit seinen gelegneten Gesilden waren außer den Eppensteinern und den Bischöfen die Benediktinerabteien von Millstatt, Ossiach und St. Paul. Die Kärnburg, schon von Karl dem Grossen als Pfalz benutzt, war Ausgangspunkt der Bewegung, auf friedliche Weise, durch Beil und Pfug das Waldland der deutschen Kultur zu erschließen. Neben den Bauern wanderten viele Bergleute ein. Nur im südlichsten Teile konnte sich das windische Volkstum behaupten, aber nur auf dem platten Lande, stark von deutschen bäuerlichen Siedlungen durchsetzt.

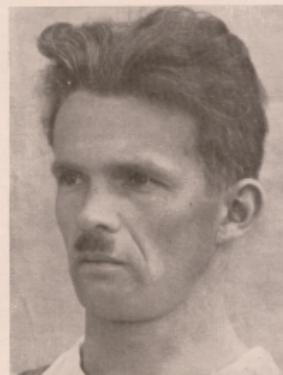
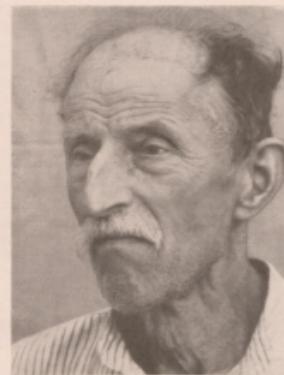
In Kärntn ließen sich bairische Kolonisten schon im 7. und 8. Jahrhundert um Laibach und Kärnburg nieder, kaum ein Jahrhundert nach dem Abzug der Langobarden, die, wie ein aufgefundenes umfangreiches Gräberfeld bei Kärnburg gezeigt hat, hier den Acker bebaut hatten. Die Ungarnkriege brachte eine Stockung in dem Aufstoss deutscher Bauern zuwege, aber nach ihrer Beendigung fing die Zuwanderung von ihnen wieder an, unter der Führung der Bischöfe von Freising und Brixen, die westlich von Bischofslack in Oberkärntn siedelten, wo die Salzter Sprachinsel entstand, deren letzte Reste im Tale der Seetalbach um 1860 ihr Deutschtum einbüßten. Siedlungen in Velos und Ultigenberg folgten. 1238 begründeten deutsche Bauern Feichting. Allein im Gebiet des Freisinger Bischofs in Oberkärntn haben nicht weniger als 52 Dörfer deutsche Ortsnamen. Um Kloster Sittich bildeten sich die deutschen Dörfer Lansdorf, Wiesen, Hagenbuch, Steindorf und andere Sige deutschen Bauernums. Laibach, Bischofslack, Neumarkt und Stein wurden deutsche Bürgerstädte. Bis zur Bulva ging der Zug der Deutschen, viele deutsche Bauendorfer wurden begründet, so u. a. Niederdorf, Deutschdorf, Rakitnitz, Reifnitz, Eisern und Wippach, alle längst slowenisiert. In Eisern gab es noch im 17. und 18. Jahrhundert unter den slowenisch gewordenen Einwohnern viele, die deutsche Namen trugen. Der Erforscher der Heimatgeschichte Kärntn, Schumi, schreibt:

Volk und Rasse. Januar 1942.

„Die Ansiedlung des Landes Kärntn ist nicht auf einmal erfolgt. Eine Menge slowenischer Ortschaften mit deut-
schen Namen zeigen uns, dass diese im Lande gesetzten Sprachinseln vom deutschen Volke zuerst bevölkert und benannt worden sind. Eine solche Sprachinsel ist die Pfarre Weissenfels in Oberkärntn, die bis 1883 ihre deutsche Sprache beibehalten hat, während die kleineren Ansiedlungen durch den Verkehr mit den benachbarten Slowenen slowenisiert wurden, viele Tausende Uekunden liegen noch unbekannt in den Archiven, und wenn dieselben veröffentlicht würden, würde sich über manche dunkle Stelle ein Licht verbreiten.“

Es lebte also im Mittelalter in Kärntn eine starke deutsche Bauerschaft, die, wenn auch durch die Gegenteformation, die viele protostantische Deutsche zur Auswanderung zwang, sehr gelichtet, doch sich bis in das 19. Jahrhundert hinein ihren Besitz in beachtlicher Menge bewahrt, um dann unter dem Drucke des im alten Österreich allmächtig gewordenen Slaventums abzuwenden und schliesslich abzuverlieren. Denkmäler des bäuerlichen Deutschums sind die heute slowenisierten Dörfer, wie die vielen „Deutschdörfer“, „Deutschgeriete“, dann Dörfer mit untrüglich deutschen Namen, wie „Gartmannsdorf“, „Grafendorf“, „Graben-acker“ usw., alle jetzt slowenisiert. In den Städten und Marktflecken blieb trotz allen Wirkungen der dem deutschen Volkstum so schädlichen Gegenteformation die allgemeine Umgangssprache deutsch. Lest das Aufkommen des Slavenentums, das sich durch Ausnützung der Segnungen der deutschen Kultur aufzappelte, aus ihnen die Mittel zog, die seinen Aufschwung ermöglichte, unter Anlehnung an die deutsche Sprache sich künstlich eine Schriftsprache slowenisch formen konnte, der mit solchem Aufkommen verknüpfte slowenische Terrorismus und Fanatismus ließ Kärntn das Slavoland werden als das es jetzt dasteht. Der Vorkämpfer des Deutschtums im Auslande, Fritz Karl Baden-dieck, sagte ganz richtig: „Ein deutscher Volfsfriedhof liegt zu Füßen des Triglav in Lande Kärntn. Aus dem deutschen Velos‘, einer Gründung des Bischofs von Brixen, ist das slowenische Bleb‘ geworden. Aus Bronau-Lengenfeld wird ein Moisktrowa. Seit dem Tage Otto I. hat in diesem Lande schon die Entfaltung deutschen Lebens begonnen und bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts sich entwickelt. Deutsche Sprache, deutsche Stadt- und Marktrechte, deutsche Lieder, deutsche Zeitungen haben eins hier gebliebt. 1865 noch wurde im Landtag ein slowenischer Antrag abgelehnt, in sämtlichen Volksschulen das Slowenische an die erste Stelle treten zu lassen, mit 18 gegen 13 Stimmen. Damals lag noch kein einziges slowenisches Lehrbuch vor.“

Nicht ganz so trostlos gestaltete sich im alten Österreich die Stellung des Deutschtums in Untersteiermark und in Südkärntn. Hier war besonders die 1596—1601 vollzogene Gegenteformation ihm sehr ungünstig, die den Deutschen, welche von ihrem protostantischen Bekennnis nicht lassen wollten, befahlene Auswanderung trieb viele von ihnen aus dem Lande, namentlich aus den Städten. Es blieben jedoch viele sitzen, besonders viele Bauern, die ihre Höfe nicht aufgeben wollten. Diese bekamen nun ihren Dörfern windische Nachbarn, denen die Güter der Ausgewanderten gegeben worden waren. Sehr oft erhielten diese windischen Neubauer in den Dörfern das Übergewicht, was die Slawierung der Deutschen förderte, denen es nachteilig war, dass Geistliche windische Nationalität in ihren Dörfern amtierten. Schlimm hat das jugoslawische Regiment unter den Deutschen aufgeräumt. Ein paar Beispiele dafür. 1910 hatte Marburg 22650 Deutsche, nach letzter jugoslawischer Volkszählung 6500 von 30130 Einwohnern. Cilli hatte 1910 4625 Deutsche, nach dieser Volkszählung nur noch 888 bei 7755 Einwohnern.



Männer aus Südkärnten

Neben dem vorherrschenden Dinarischen Rassenanteil treten auch Nordische, Mittelländische und Ostisch-Ostbaltische Einschläge in Erscheinung

Die slowenische gegen das Deutschtum gerichtete Propaganda versuchte sich damit zu rechtfertigen, daß sie die Deutschen für Eindringliche in ein altflavisches Land erklärte. Aber die Slowenen saßen kaum ein paar Jahrhunderte in dem Lande, als die bairische Kolonisation begann. Und von ihnen saßen Germanen dort, Gothen und Langobarden. Das Gebiet stand unter der Befähigkeit des großen Theodorich, war seinem Volke eine Heimat. Heute noch deuten Ortsnamen, wie „Gothendorf“ in Kärnten darauf hin.

Von der Bitterkeit des Kampfes zwischen Deutschen und Slowenen, von den Prüfungen, die vor dem Weltkriege in dem Ringen um die Erhaltung und um die Abwehr gegen das im alten Österreich verbündete Slawentum die Deutschen zu erdulden hatten, ist der Reichtum an Kampfschlachten, die hier entstanden, bezeichnend. Einige Beispiele. Der Grazer Erich Fels dichtete:

„In Feindsdeutang, in Sturm und Not,
Vom ränkevollen Feind bedroht,

Ist eins uns unversehrt geblieben:
Zum deutschen Volk ein treues Leben;
Das macht uns keiner jemals tot.“

Und weiter sagt er:
„Wir haben uns ein Haus gebaut
Hier in der Ostmark fetten Breiten;
Seit tausend Jahren hat's geschaut
Viel gute, viel auch böse Zeiten,
Das stolze Haus der Ostmarkdeutschen.
Doch schlummer Loos erfuhr's noch nicht
Als jetzt in diesen Elendstagen;
Es will manch ränkevoller Wicht
Verbergen und in Trümmer schlagen
Das alte Heim der Ostmarkdeutschen.
Doch zu vollbringen, was Ihr plant,
Das soll Euch gar so leicht nicht werden;
Wir sind viel stärker, als Ihr ahnt;
Wir sind vom stärksten Volk auf Erden;
Wir wehren uns mit ganzer Kraft;“



Frauen aus Südkärnten

Für die Frauen von Südkärnten ergibt sich dasselbe Rassengemisch wie für die Männer. Nur ist bei ihnen gelegentlich der Mittelländische und der Ostisch-Ostbaltische Rassenanteil etwas deutlicher ausgeprägt

Und Gott, der Blut und Eisen schafft,
Er läßt uns sicher nicht verderben.“

Der Leobener Hagen verkündete vor 55 Jahren:
„Nicht deutsch zu reden gilt es nun allein,
Nicht daß wir selber deutsch sind, ist genug,
Wir müssen recht mit deutschem Adlerflug
Aufstrebend unser eigen Volk befrein‘.
Nicht uns, auch unsere Kinder gilt's zu fei'n
Vor übermächt' ger Feinde List und Lug,
Entschlossen fest und überlegend flug
In Thaten müssen wir dem Volk uns weib'n.
Nicht daß wir, die wir deutsch sind, es auch bleiben,
Vielmehr, daß unser's Volkes gute Art
Sei rechte in alter Reinheit fortbewahret;
Dies müssen wir in Wort und That beweibeten;
Es gilt ein Herz für unser Volk zu fassen
Und deutsch zu fühlen, so im Thun und Lassen.“

Das sind Töne, die uns heute wieder viel sagen und uns zu Herzen geben.

So ist es sonnenklar, daß die Slowenen in beträchtlichem Maße deutsches Blut in sich bergen. Zweifellos würde eine Nachforschung nach der Herkunft der Windischen unerwartete Ergebnisse haben. Groß ist die Zahl der deutschen Familiennamen unter den Windischen. Eine ganze Reihe der führenden Kräfte unter ihnen, der politischen wie der geistlichen, trägt deutsche Namen oder solche, die künstlich ein windischer Aussehen bekommen, durch Anpassung an die slowenische Schreibweise und Sprachweise. Derartige Namen sind auch unter dem Volke sehr verbreitet, ein Beweis für die deutliche Abstammung ihrer Träger. Dem „Deutschen Archiv für Landes- und Volksforschung“ April 1941¹⁾ verdanke ich Angaben darüber, daß die Namensslowenisierung seit dem 16. und 17. Jahrhundert einfing. Johannes Bostial stellte bezüglich der ehemaligen Jäzer Sprachinsel in

¹⁾ Der Aufsatz von Heribert Ottens läßt.

Obertrain fest, daß die dortigen Deutschen zwar völlig slowenisiert seien, aber daß sich ihre Abstammung sich noch immer in ihrem deutschen Typus widerstiege. Eine Fülle mehr oder weniger verflümmelter deutscher Namen begegnet uns in Kroatien. Aus Haumann ist Homan geworden, aus Langauer Logoneder, aus Techner Legnow, aus Heinricher Hainribat, aus Weniger Benigat, aus Vintischer Finscar, aus Zelzner Lebnar, aus Binder Pinter, aus Gasser Gofer, aus Pfleiffer Fayfer, aus Preßl Prezely, aus Kaiser Bejjar, aus Weißel Bajslj, usw. Wie treffen in Obertrain, das nun großenteils dem Reich wieder zugeschlagen ist, Slowenen, die rein deutsche Namen haben, so Hartmann, Kellner, Hermann, Papler, Perner, Schindler, Kunsel, Schiffer, Rosenkranz, Wulffing, Brischner, Triller, Sarter, Rant, Bureat, Sibiel, Reigel, Grager, Joff, Gaffner usw. Sofer teilte in seinem Buche „Großdeutschland und Jugoslawien“ mit, daß an der Laibacher slowenischen Universität die Professoren Nachtgall, Weber, Oswalda, Sturm, Pipenbacher, Benf, Eberlich, Luckmann, Förster, Bette und Eller wirken, lauter wachscheite Slowenen. Ebenso betonen ihr Slowenentum die slowenischen Schriftsteller Albrecht, Bette-

Bleiweis, Ziegler, Feigel, Frauenfeld, Glaser, Kermmauer, Lach, Linhart, Luckmann, Waren, Menzinger, Neumann, Robermann, Schönleben, Schreiner, Seidl, Weber, Würtbaler usw.

In Untersteiermark und in Kärnten ähnliche groteske traurige Bilder. In Kärnten kämpfen als Feinde des deutschen Volkstums der Domprobst Einpfeiler, sein Bruder Andreas Einpfeiler, der Pfarrer Sefer, ferner Lambert Franz Grafenauer, Dr. Müller und Dr. Tischler. Noch heute in Kroatien die Hälfte oder fast die Hälfte der slowenischen Arzte, der Lehrer, der Geistlichen, der Advokaten, der Geschäftsfleute entweder reine deutsche oder slawisierte verflümmelte deutsche Familiennamen. Deutsche Aufgabe müßte es sein, daß alle die Menschen, die sich trotz ihres deutschen Familiennamens und bei denen die Abstammung sich an ihrem künftlich slowenisierten Familiennamen verrät, Slowenen nennen sich ihres Ursprungs bewußt werden. Die zurückerobereten Gaue werden dann erst ein sicherer Besitz sein, wenn deutsche Gesinnung in ihnen vorherrscht.

Anstr. des Verf.: Hamburg-Harburg, Staderstr. 126.

Walter Groß*):

Ausreichender Wohnraum

Der Erlass zur Vorbereitung des Deutschen Wohnungsbaues nach dem Kriege vom 15. II. 1940 bedeutet eine Umwälzung auf dem Gebiete der Wohnungspolitik. Säten sich bisher Kapitalgesellschaften, gemeinnützige Unternehmen und Private mit dem Wohnungsbau beschäftigt und die Wohnungssfrage nicht zu lösen vermoht, so ist der Wohnungsbau nunmehr als soziale Aufgabe dem Reich gestellt worden. Zweck dieses sozialen Wohnungsbaues ist, wie die Präambel des Erlasses klar zum Ausdruck bringt, die Schaffung einer der Voraussetzungen, die zur Hebung der Geburtenzahl notwendig sind. Der soziale Wohnungsbau ist somit nicht Selbstzweck, er dient auch nicht in erster Linie der Bequemlichkeit der einzelnen Familien, sondern er hat die Aufgabe, genügend Raum für das Herausbilden von Kindern zu schaffen, die das Deutsche Volk wieder zu einem Volk der Jugend machen sollen und die notwendig sind, um die gesteigerten Arbeitsleistungen der nächsten Jahrzehnte: die Ordnungs- und Kulturaufgaben des Großdeutschen Reichs erfüllen zu können.

Die Tatsache, daß bisher Geschäftwohnungstypen meistens in Reihenhausform entwickelt worden sind, soll nicht zu der Annahme verleiten, daß sich der gesamte soziale Wohnungsbau in diesem Rahmen abwickeln soll. Es braucht keiner Sorge vor der Einheitswohnung zu haben. Diese wird es in Deutschland niemals geben, da Lebensart und Wohnungskultur fast bei jedem Volksgenossen anders sind und verschieden bleiben werden. Das Vereinieren der Baumaterialien verbilligt den Wohnungsbau und senkt die Mieten, bedingt jedoch nicht die Schaffung eines einzigen Wohnungstyps.

Die Frage, wer in neuen, nach den Richtlinien des Erlasses gebauten Wohnungen kommt, wird nicht nach einem Schema beantwortet werden, denn die Ansprüche seitens des Mieter sind sehr verschieden.

Der Punkt III Absatz (3) des Erlasses besagt, daß die Einweisung der Mieter durch die Gemeinden erfolgt, und zwar mit Zustimmung der Partei nach Grundsätzen, über die besondere Richtlinien erlassen werden. Es besteht die berechtigte Hoffnung, daß diese Grundsätze auf rassischen

Erfahrungen fußen werden und daß durch die Einschaltung der Partei eine saubere Auswahl der Mieter gewährleistet werden wird (vgl. dazu: „Volk und Rasse“ Heft 11, 1940). Soziale, Lebensuntüchtige, Volksgenossen, an deren Kinder Deutschland kein Interesse hat, werden also innerhalb des sozialen Wohnungsbaues keine Berücksichtigung finden.

Genau so aber, wie innerhalb der Wohnungsvergebung die Ausschaltung Un erwünschter vorgenommen werden wird, muß an die Bevorzugung besonders schöpferischer Volksgenossen gedacht werden, die größere Wohnungen und vor allem Eigenheime brauchen, wie dies auch Dr. Hans Wagner („Der soziale Wohnungsbau in Deutschland“, I. 3. 1941, Heft 5) klar zum Ausdruck bringt. Er sagt: „Es werden aber nicht etwa nur Typen auf der Grundlage der Mindestgröße des fühbererlässen entwölkt werden. Da ... zum sozialen Wohnungsbau alles gehört, was im Setzen für durchschnittliche Bedürfnisse der breiten Masse erzeugt wird, wird es auch unsere Aufgabe sein, Typen für gehobene Wohnungen und gehobene Wohnansprüche zu entwickeln. Diese größeren Typen werden sich im wesentlichen durch das Vorhandensein einer größeren Anzahl von Wohnräumen unterscheiden.“

Nun haben wir im deutschen Volk noch soviel „geistige Arbeit“¹⁾, daß sie noch keinen Seltenheitswert besitzen und zur „breiten Masse“ zu rechnen sind, deren zahlmäßig Kleineren, jedoch wesentlichen Bestandteil sie darstellen. Daß es sich bei diesen „geistigen Arbeitern“ aber nicht um den Bau von Luxusvillen handeln kann, sondern nur um die Bekämpfung berechtigter erhöhter Ansprüche auf Grund einer erhöhten Leistung, liegt auf der Hand.

Der Begriff des geistigen Arbeiters darf nicht mißverstanden werden. Mit dem geistigen Arbeiter meine ich weder die Schicht unseres Volkes, die man früher als intellektuell bezeichnet hat, noch will ich behaupten, daß z. B. alle Beamten zu ihr gerechnet werden müßten. Es handelt sich vielmehr um jene vorwiegend geistig und schöpferisch schaffenden Volksgenossen, für die unvergängliche Notwendigkeit besteht, über eine „Werkstatt“ in einer

¹⁾ Mitarbeiter beim Rassenpolitischen Amt.

genügend weiträumigen Wohnung zu verfügen, in der man ausstrecken und sich sammeln und in der man ungefähr arbeiten kann.

Es wird heute kaum einen ernstzunehmenden Volksgenossen geben, der die Berechtigung verschiedener Ansprüche leugnete. Der Betrieb Volksgemeinschaft darf in seiner biologischen Wertung nicht mit Gleichheit verwechselt werden. Derartige Wege würden zu marxistischer Denkungsart führen, der die positiven national-socialistischen rassenpolitischen Erkenntnisse gegenüberstehen, die bekanntlich eine ausdrückliche Verschiedenheit lehren.

Jeder Volksgenosse soll und will wohnen. Die Wohnung soll dem jungen Ehepaar unter anderem die Möglichkeit geben, Kinder aufzuziehen, sie soll eine wachsende Familie nicht brengen und im Wachstum hindern oder die Arbeitsleistung des Mannes und anderer Familienmitglieder beeinträchtigen.

Anspruch auf eine Wohnung hat jeder schaffende Volksgenosse. In Zeiten der Wohnungsknappheit werden diese Ansprüche abgekürzt werden müssen nach dem Grade der Dringlichkeit. Diese Stufung wird unter den biologischen Gesichtspunkten und unter Gesichtspunkten der Arbeitsleistung geschehen müssen, das unter diesen Gesichtspunkten Dringlichste hat den Vorrang.

Der Entschluss zur Vorbereitung des deutschen Wohnungsbaues schafft im allgemeinen bereits die Voraussetzungen, nach denen die Wohnungsansprüche des breiten Durchschnittes befriedigt werden können. Freilich werden sich aus biologischen Gründen die Verhältnisse der 3-Raumwohnung zur 4-Raumwohnung zur 5-Raumwohnung von 10 : 80 : 10, wie sie vorläufig festgelegt sind, allmählich zu Gunsten der 5-Raumwohnung noch ändern müssen.

Wie wollen uns an dieser Stelle mit den Wohnungsansprüchen der Familien gebobener Lebensleistung befassen, die zwar noch nicht zur „Spitze“ gehörten, aber immerhin durch besondere Leistungen innerhalb ihrer Sippe und Familie aus dem Durchschnitt der breiten Masse hinausragen.

Fähigkeit zur Leistung, einschließlich der Leistungen geistiger Art, und Charakter sind erbedingt. Jeder bringt andere Voraussetzungen mit in dieses Leben; daher ist auch die Lebensleistung des einen anders, als die des anderen. Unterschiedliche Lebensleistung bedingt unterschiedliche Ansprüche. Würde man den Ablauf des Lebens bis ins Äußerste uniformieren, jeder würde eine Möglichkeit suchen und finden, sich dieses oder jenes im Ablauf seines Lebens nach seinem Geschmack und Anspruch zu gestalten. Dem einen passt eine kleine 3-Raumwohnung, dem anderen nicht. Lebensleistung und soziale Siebung stehen im engen Zusammenhang. Die Fähigkeit zu dieser höheren Leistung bringt der Mann mit und damit auch die Voraussetzung zu höheren Ansprüchen; also auch zu besonderen Wohnungsanträgen, die er nicht nur stellt, sondern deren Erfüllung er auch braucht, um auf die Dauer seine Lebensleistung aufrecht erhalten zu können. Für diese Volksgenossen mit gebobener Leistung, wie wir sie nunmehr bezeichnen wollen, sind geräumige Wohnungen eine Lebensnotwendigkeit. Die verhältnismäßig höheren Kosten können durch ein höheres Einkommen gedeckt werden. Zum Leben und zur Aufzucht von Kindern ist Platz nötig, vor allem dann, wenn ein Elternteil etwas besonderes leisten soll und eine Schat tüchtiger Kinder um sich haben will.

Volksgenossen gebobener Leistung haben einen Anspruch auf größere Wohnungen und sind zu diesem Anspruch verpflichtet, für einen geistig schaffenden Menschen gibt es keinen Auskunstdienst. Nach seiner täglichen Berufsaarbeit ist er geistiger Heimarbeitier, er gehört am Feierabend oft nicht sich selbst. Er trägt seine Aufgaben

mit sich herum und braucht die Möglichkeit zur Sammlung und zur Ruhe auch dort, wo er wohnt, in seinem Heim. Er muß sich auf Stunden von seiner Familie zurückziehen können, es darf keine Schweigepflicht in der Wohnung nötig werden, der Vater noch arbeiten muß, einen Gedanken niederlegen muß, der sonst vielleicht nicht wiederkehrt. Der geistig schaffende Mensch kann seine Aufgabe nicht um 6 Uhr abends bis zum nächsten Morgen in die Schreibstiftblätter legen, es gehört zu seiner Lebensart, daß er dann arbeiten muß, wenn es ihn innerlich dazu drängt, auch wenn andere schon längst ihr Werkzeug hingelegt haben. Weniger als alle anderen Volksgenossen darf er unter zu kleinen Wohntümern und zu kleinen Wohnungen leiden. Denn gerade er darf in seiner Arbeitsleistung nicht beeinträchtigt werden und gerade er darf nicht im Hinblick auf Raummangel zur Kinderarmut oder sogar zur Kinderlosigkeit verurteilt werden. Er braucht Platz und Raum und Freifläche um sich (Garten), sonst bezahlt Deutschland die unerträgliche Enge im Wohnraum mit dem Mangel an fähigem Nachwuchs.

In Städten, die in den letzten Jahren eine sprunghafte Erweiterung erfahren und die seit jeher Eigenheimre kaum gekannt haben, tritt dieses Problem heute besonders stark zu Tage. Denn was heißt an Wohnraum gebräucht werden, kann nicht mit dem Wort geräumig bezeichnet werden und bietet auch für den Durchschnitt des deutschen Volkes kaum Platz für Kinder. Wie schlimm sieht es aber dort mit dem Nachwuchs bevorragender Familien aus, vor allem dann, wenn sie zuziehen müssten, und in ungünstigem Wohnraum leben sollen! Wohin dann in einigen Jahrzehnten die führenden Persönlichkeiten kommen sollen, scheint man heute noch nicht zu fragen.

Die Volksgenossen, die eine gebobene Lebensleistung erreicht haben, tragen Nordisches Blut in sich, gleichgültig, ob dies erscheinungsbildlich erkennbar ist oder nicht. Menschen Nordischer Art greifen mit ihrer Seele in den Raum, sie haben Weltreiche und Erdeute erobert. Sie haben immer Raum gehabt und Raum gebraucht um sich und je enger es in Deutschland wurde, desto weniger Platz war für sie da. Wieviel Hochleistungsfamilien sind ausgelagert, sind ausgeboren worden! Werden heute noch große Männer als 14. oder 16. Kinder geboren? Man müßte fast im wahrsten Sinne des Wortes sagen: es ist kein Platz da für sie. Die Nachwuchsstärke der Begabten ist so fürchterlich zurückgegangen (vgl. Satznahe: „15 Millionen Begabtenausfall“), daß gerettet werden muß, was noch gerettet werden kann und daß jeder Tag und jede Woche, die man hier noch verstreichen läßt, uneinbringlichen und unverantwortbaren Verlust für Deutschland bedeutet. Füdeernaturen und Persönlichkeiten auf allen Gebieten des völkischen Lebens aber brauchen wir für die großen kommenden Aufgaben mehr denn je. Wir können uns heute auf Grund unserer militärischen und politischen Macht Arbeitskräfte mit bescheidener Leistung aus dem Ausland beschaffen, und auch dies darf nur vorübergehend und ohne Gefahr einer Vermischung erfolgen, aber zur Führung geeignete Persönlichkeiten können und müssen für Deutschland nun einmal von deutschen Eltern geboren werden. Es mangelt uns daher vor allem an Kindern aus den Hochleistungsfamilien. Den jungen Familien von ihnen muß jede Möglichkeit zum Kindererwerb geschaffen werden, unter vielen anderem auch die ihnen entsprechenden Wohnungen.

So liegt das Problem und nicht anders.

Wieviele von ihnen wohnen heute in kleinen Wohnungen und können sich nicht entfalten! Wieviele von ihnen haben überhaupt keine Wohnung und vegetieren bei Eltern und Verwandten, und wie wenige sind es, verglichen mit der großen Masse denter, die Wohnungen

brauchen. Der soziale Wohnungsbau in seiner jetzigen Form reicht vorerst für den breiten Durchschnitt aus — aber wer soll Deutschland in 50, 100 und 200 Jahren führen? Die nationalsozialistische Rassenlehre zeigt, daß, wenn sich das minder tüchtige Erbgut dauernd stärker vermehrt, die Arbeits- und Lebensleistung des Volkes sinkt und der Mangel an Führerpersönlichkeiten zum Verfall führen muß. Und ungesäuberte bodenwirte Anlagewäger sind bereit, durch den teils selbst verschuldeten und teils erwunghenen Geburtenrückgang gerade in den befähigsten Familien verlorengegangen, ohne ihre Anlage in geeignetem Maße weitergegeben zu haben; diese Anlagen sind für Deutschland in aller Ewigkeit verloren. Die restlichen von ihnen zu erhalten, ist die größte Aufgabe, wenn nicht all unsere Arbeit gänzlich zwecklos gewesen sein soll. Wobin ein Volk kommt, das seine Begabten aussortiert, seien wir an Semjatrusland. Auch die ungenügende Fortpflanzung der über dem Durchschnitt Begabten ist eine allmähliche Ausrottung.

Der Führer spricht von einem ewigen Deutschland. Aber ist auch alles zu tun, um dieses ewige Deutschland möglich zu machen; daher ist nach dem jetzigen Krieg noch eine zweite Schlacht zu schlagen, die genau so um Sein

oder Nichtsein wie die jetzige geht. Es ist dies der Kampf um Kinder überhaupt und der Kampf darum, daß aus Familien gehobener Lebensleistung zum mindesten nicht weniger Kinder kommen als aus den übelsten.

Die Verarmung unseres Erbgutes ist das schlimmste Schicksal, das uns droht und das uns treffen kann bis zum endgültigen Auslöschnen deutscher Kultur. Aber wie wollen es nicht haben, daß in 2000 Jahren Fremde auf unserem deutschen Boden die Trümmer unserer Bauwerke beobachten, wie wir heute die verfallenen Tempel Griechenlands bewundern. Nicht allein die Menge bestimmt unsere Zukunft, sondern vor allem der Wert unseres Blutes. Die Leistungen des Geistes und die Stärke des Charakters sind wesentliche Eigenschaften von Führernaturen, die jeder Gesellschaft vorzugeben müssen und obwohl sie es keine Gesellschaft gibt. Sie sind nicht auf Bestellung zu haben; sie wachsen nur aus vorhandenem Erbgut, das zu erhalten eine der größten Aufgaben unserer Tage ist. Die schicksalhaften Kämpfe um die Neugestaltung Europas tragen heute bereits militärischen und biologischen Charakter.

Anstr. d. Verf.: Linz, Planetastr. 48.

Kurt Karl Eberlein:

Rassenkampf und Rassenpolitik

Der Rassenbegriff ist uralt und spiegelt sich sichtbar in den verschiedenen Rassentypen der Kunst, die schon früh in Seitenansicht das Erreichungsbild der Rassen umriß. Aus diesem Wort „zeichnen“, das in der deutschen Zeichenkunst wie im Grundsatz und Aufbau der Baukunst fortlebt, ist im germanischen Oberitalien des 14. Jahrhunderts das Wort „zeicha“ entstanden, das als „rasa“ fortlebt und in Deutschland „Rasse“, in Frankreich und England „race“ heißt. Wie die Rassenidee im Rassenkampf immer wieder zur Waffe wurde und als Rassenpolitik ausfießt, das soll im Hinblick auf England und auf seinen Rassenkampf mit Deutschland hier kurz erklärt werden.

Wenn ich „Rassenpolitik“ sage, so meine ich nicht die Rassenpflege im Reich und Volk als Innopolitik, sondern den Rassenabwehrkampf gegen die Feinde des Reiches, des Volkes, der Rassenidee als Außenpolitik. Ich meine auch nicht die ausblühende Rassenwissenschaft, die seit langem in Deutschland, Frankreich, England die friedlichen Ziele der Erkenntnis suchte. Es war aber bezeichnend und geradezu tragisch, daß die englische Rassenwissenschaft von Anfang an mit dem jüdischen Machtkampf in Verbindung kam, und daß man in England den ersten Rassenforscher nicht in Gibbon, sondern in dem jüdischen Staatsführer D’Israeli sehen wollte, der allerdings als echter Jude das Rassenproblem sofort erkannte und auch offen bekannte: „Die Rasse ist alles, eine andere Wahrheit gibt es nicht.“ Der zum Lord Beaconsfield geerbte Jude hatte recht gesehen, wenn er auch seine eigene Rasse meinte. Die jüdische Bewegung in England, die bei uns in letzter Zeit durch die „Fortbewegung zur Judenfrage“ des Reichsinstituts für Geschichte des neuen Deutschlands eine so erfolgreiche Erforschung fand, hat die Rassenwissenschaft einerseits bekämpft und andererseits fertiggebracht, den Engländern eingesetzt, sie seien auch nichts anderes als Juden, trotzdem die englischen Fachleute deutlich widersprachen. Welche Mühe hat sich bei uns etwa der Jude Oppenheim gegeben, um in seiner Soziologie die Nordische Rasse herauszusetzen, sie als Mischmasch aus der östlichen Unterschicht

zu erklären und umzubauen, trotzdem er selbst ihre Leistungen und ihren gesichtlichen Weltwert zugeben mußte. Schon Dahlmann, schon Roscher hatten ihre Gegenbeweise, wenn sie auch die Hintergründe der jüdischen Soziologie und Rassenlehre noch nicht erkannt hatten. Zurück, die Wissenschaft wurde zur Waffe im Rassenkampf Judas gegen den Toosfeind Deutschland, von dem die neuen Ideen kamen. Die englische Außenpolitik und Propaganda benutzte dann auch planmäßig die Rassenwissenschaft gegen das Reich im Weltkrieg und führte den Rassenkampf mit den Scheinwaffen der Wissenschaft. Es ist das Verdienst des Rassenforschers Fritz Bern, auf die unvergleichliche Tatsache hingewiesen zu haben, daß sich der angefeindete Rassenforscher Englands, Sir Arthur Keith, als echter Engländer dazu bereit fand, damals öffentlich gegen besseres Wissen den Kampf gegen Deutschland als einen Kampf der Nordischen und der Ostischen Rasse zu erklären, dabei aber die jüdische Rassengruppe zu vergessen. Am 4. Dezember 1915 stellte er im „Graphic“ mit dem Titel „Der Krieg von einem neuen Blickwinkel aus. Sind wir Vetter des Deutschen?“ eine schlechte Bildzeichnung mit dem Kopf Hindenburgs als „den deutschen Schädeltypus“ dem fotografierten Kopf eines englischen Lord als „dem britischen Schädeltypus“ gegenüber — fast ebenso verfälscht, wie vor dem Weltkrieg im französischen Schulbuch „Der junge Deutsche“, als ein östlicher Idiot dem rassisches Idealbild „des jungen Franzosen“ Jacques gegenübergestellt war, um den politischen Hass in der Jugend als Rassenhass zu züchten. Der Anthropolog Keith, der sehr wohl wußte, daß der deutsche Generalfeldmarschall den Nordisch-fälzischen Rassentypen verkehrt, gab sich also für diese Begriffsfälschung bei mit der Unterschrift: „Entgegengetrete Typen der Menschlichkeit, die für entgegengesetzte Zwecke kämpfen.“ Er erklärte nicht als Rassenfachmann, aber als Engländer den Weltkrieg als „ein Ringen auf Leben und Tod zwischen zwei entgegengesetzten Rassentypen“ — den Nordischen und des Ostischen, statt des Nordisch-Ostischen und des Vorderasiatisch-Jüdischen

— und hütete sich sehr wohl, den Kürzelschild des englischen Seeführers Lord Kitchener zu zeigen oder gar das Rassen-gemisch der führenden Londoner Juristen, das uns Kern im Bilde zusammengestellt hat (Stammbaum und Aribild der Deutschen und ihrer Verwandten, 1927). Mit dieser verlogen „Entente-Antropologie“ mußte die englische Wissenschaft ebenso arbeiten wie die politische Karikatur der Entente, welche den deutschen Soldaten nur als blut-rüstigen Gorilla mit karikaturehaften östlichen Formen zeichnete.

Wie diese verächtliche Rassenpolitik Englands in seiner Rassenwissenschaft weitergeführt wurde, das wissen wir durch Kents Fördungen auch. Der Rassenkampf ging literarisch weiter. Der Engländer Dixon unterteilte in seiner „Racial History of Man, 1923“, der dominierende Preuße sei viel weniger Nordisch als andere Deutsche, und deshalb sei die armesstatistische Rassenuntersuchung in Deutschland unterdrückt worden. Da hatte aber schon

Friedrich der Große bessere Kenntnisse, als er von seinem preußischen Adel schrieb: „Ihre Söhne sind es, die das Land defendieren, davon die Rasse so gut ist, daß sie auf alle Weise merittiert, konserviert zu werden.“ Aber was half alle angloamerikanische Rassenpolitik gegen die neue Rassenlehre Deutschlands, die ebenso aus den Kampfbüchern des Nationalsozialismus wie aus den Lehrbüchern der Rassenforschung und Rassenhygiene auflebte und weiterwirkte! Die neuen Oeden kamen wieder „aus den Wäldern Germaniens“, aus denen, wie schon Montesquieu schrieb, einst „die englische Freiheit“ gekommen war. Neben die neue Rassenwissenschaft trat im Deutschen Reich die neue Geschichtswissenschaft, der wie die neue Judenforschung und die neue Englandforschung verdanken; aus ihr geht hervor, daß die erste Regel einer fruchtbaren Rassenpolitik ist, niemals ein germanisches Volk durch Rassenverfall jenseitig werden zu lassen.

Anschl. d. Verf.: Berlin-Halensee, Joachim-Friedrich-Str. 1.

Herbert Kirrinnis:

Die Bevölkerungsstruktur des Nehrungsdorfes Schwarzort

Die Kurische Nehrung ist als einzige dastehende länd-schaftliche Besonderheit das klassische Arbeitsfeld der ost-preußischen Geologen, Geographen und Biologen. Dieses „Wunder zwischen Haff und Meer“, „Europas Sandwüste“, und wie die Beinamen alle heißen mögen, hat besonders durch Hans von Wieddorff¹⁾ und durch Friedrich Mager²⁾ hervorragende und grundlegende Be-arbeitungen erfahren.

In den folgenden Zeilen sei nur auf eine nicht zufällige, aber dennoch eigenartige und bevölkerungswissenschaftlich interessante Erscheinung hingewiesen. Das Dorf Schwarzort zählt im Sommer 1941 nach dem Einwohnermeldebuch rd. 330 Einwohner. Diese Zahl erhöht sich durch die Badefaseln (mit Ausnahme der hauptsächlich aus Ostpreußen und Berlin stammenden 5–5000 Kur- und Babegäste) ein wenig. Da es sich zweifel nicht um Ortsansäßige handelt, soll ihre Zahl unberücksichtigt bleiben. Von den 330 Schwarzorter Einwohnern entfallen nur nicht weniger als 200 auf nur 9 Sippen. Im Sommer 1941 hießen

Piesch	50	Einwohner
Pelekis	39	"
Schillbach	27	"
Kefas	22	"
Bafid	18	"
Lauzening	15	"
Safurb	11	"
Engelin	10	"
Bairies	10	"
	200	Einwohner

60,7 v. H. der Schwarzorter Einwohner gehören also den 9 genannten Sippen an.

Die Eigenart der Lage des Fischerdorfes Schwarzort zwischen der Ostsee und dem Kurischen Haff, die starke Beschränkung der Verkehrs möglichkeiten — man ist nur auf die Poststraße, die die Nehrung in ihrer gesamten Länge durchstecht, auf den Dampferverkehr zwischen Memel und Transbalt (Königsberg) bzw. Tilsit und auf unregelmäßigen Kahnverkehr nach den nächsten Dörfern am Haff an-

gewiesen —, bringen es mit sich, daß die meisten Einwohner gebürtige Schwarzorter sind.

Die Tatsache der Selbsthaftigkeit dieser 9 Fischerstellen bezieht sich in besonderem Maße auf die genannten 200 Einwohner. Es waren von den 9 Großfamilien gebürtig aus:

Geburtsorte	Dorf	Pelkis	Schillbach	Kefas	Bafid	Lauzening	Safurb	Engelin	Bairies	Summe
Schwarzort	53	37	23	15	15	12	8	9	8	169
Memel		—	—	6	2	1	—	—	—	9
Perwelf R. V. . . .	2	2	—	—	1	—	—	—	—	5
Von Haff u. See	2	—	1	1	1	2	1	1	9	9
Umg. Memel-Ld. . . .	2	—	3	—	—	—	—	1	6	6
Reich	1	—	—	—	—	—	—	1	—	1
Ausland		—	—	—	—	—	1	—	—	1
	50	39	27	22	18	13	11	10	10	200

Es zeigt sich also, daß von diesen Sippen allein 169 = 84,5 v. H. aus Schwarzort gebürtig sind. Demgegenüber fallen Memel und Umgebung, die weitere Kurische Nehrung, ebenso die anderen erwähnten Gebiete fast gar nicht ins Gewicht. Es handelt sich also in diesem Falle um eine stark ortsgesetzte Einwohnerchaft. Unter den Orten an See und Haff sind genauer Barkelbeck nördlich Memel, Bommelsvitte und Mellnettagen, also Vororte von Memel-Stadt und das Dorf Tawé in der Memel-niederung zu verstehen. In der Spalte: Reich handelt es sich um Elschendorf bei Biel und in der Rubrik: Ausland um eine Auslandsdeutsche aus Schaulen in Litauen. Diese außerhalb von Schwarzort geborenen 31 Personen sind mit 3 Ausnahmen weiblichen Geschlechts, fast durchweg Frauen, die nach Schwarzort geheiratet haben.

Eine besondere Erscheinung ist in Schwarzort also das Auftreten des Namens Piesch. Es wird schon im Jahre 1770 von 3 Fischerwerten geführt. Auch die anderen Schwarzorter Großfamilien Schillbach, Bafid und Lauzening sind schon mehrere Generationen hindurch in diesem Ort ansässig. Dazu gehören auch die Safurb und Pelekis, die vor vielen Jahrzehnten aus Nidden kamen und dort

¹⁾ Sieg v. Wieddorff, S. 2 Geologie der Kurischen Nehrung, Abb. Dr. Geol. Landesamt, Nr. 8, S. 77 Berlin 1919.

²⁾ Mager, Friedrich: Die Landschaftsentwicklung der Kurischen Nehrung, Verlag Gräfe & Unzer, Königsberg 1938.

auch heute noch zahlenmäßig stark vertreten sind. Die Familien Resas und Baitries sind aus dem 1797 verbannten Schwarzen zugewandert und rechnen heute natürlich zu den alteingesessenen Schwarzerter Sippen. Die Sippe Pietsch gliedert sich in 10 Haushaltungen. Zu ihrer Unterscheidung gebraucht man heute die übliche Nummerierung, also z. B. Hans Pietsch II oder Martin Pietsch IV. Nebenbei sind aber bei den Einheimischen Spitznamen üblich. Mit dieser Sippe Pietsch war anfänglich nur eine aus Nidden zugewanderte Familie Pietschkuß nicht verwandt. Sie legte aber bald die Endsilbe ihres Namens ab, hiess nun gleichfalls Pietsch und ist später wahrscheinlich ebenso zu dieser Großfamilie in verwandschaftliche Beziehungen getreten. Im Sommer 1941 zeigte die Sippe Pietsch nach dem Alter folgende Zusammensetzung (in Klammern die Zahl der Frauen). Es waren geboren in den Dekaden:

1860/69	2	(1)
70/79	3	(2)
80/89	9	(2)
90/99	7	(2)
1900/09	5	(5)
10/19	7	(4)
20/29	7	(4)
30/39	8	(5)
40/49	2	(0)
50 (25)		

Vor einigen Jahren trat der Name Pietsch sogar 72 mal in Schwarzer auf.

Interessant ist nun ein Vergleich dieser den 9 Sippen zugehörigen 200 mit den restlichen 130 Einwohnern. Während erstere fast vollständig aus Schwarzer gebürtig sind, stammen von den letzteren nur 51 aus diesem Nebendorf; 15 haben Memel, weitere 9 andere obpreußische Städte als Geburtsort (Nüchtern 3, Königsberg 3, Luck 2, Tilsit 1). Der Rest verteilt sich wiederum auf die nächstgelegenen Orte an Haff und See und auf Dörfer des Kreises Memel und Eichendorf. Wenn also bei dieser Gruppe der Hundert der Schwarzergebürtigen erheblich geringer ist, so kann man doch feststellen, daß sie aus der näheren Umgebung stammen. Von 330 sind also 220 Einwohner, also zwei Drittel in Schwarzer geboren, wobei die genannten Sippen, allen voran diejenige mit dem Namen Pietsch, den Hauptanteil haben.

Die Zusammensetzung der Einwohnerschaft nach dem Alter zeigt die folgende Übersicht. Es waren geboren:

1851/59	9	(6)
60/69	18	(5)
70/79	33	(19)
80/89	48	(26)
90/99	38	(19)
1900/09	36	(20)
10/19	38	(18)
20/29	51	(30)
30/39	46	(23)
40/49	13	(6)
330 (172)		

Es ist also der starke Anteil der älteren Bevölkerung auffällig, während die Ausfälle der Weltkriegsjahrgänge — von 1915—18 waren nur 6 (5) Geburten zu verzeichnen — ja eine bekannte Erscheinung sind.

Die 330 Einwohner verteilen sich auf 103 Haushaltungen:

Fischerwirte	40	
Altefinger	10	
Rentner	29	
Gewerbetreibende	10	
Beamte	9	
Handwerker	5	
103 Haushaltungen		

Die geringe durchschnittliche Kopfzahl der Haushaltungen von 3,2 ergibt sich aus der verhältnismäßig hohen Zahl der Rentner, wobei es sich zum größten Teil um Personen handelt, die im Wirtschaftsleben der Gemeinde nur eine untergeordnete Rolle spielen. Das gilt gleichfalls von den wenigen Beamten (u. a. Oberförster, Pfarrer, Lehrer) und den Handwerkern (Schneider, Schuhmacher, Maurer, Tischler, Maler, Bäcker nur in der Saison, kein Fleischber). Die Zahl der Fischerfamilien, woje auch die Altefinger zu rechnen sind, überwiegt stark. Sie geben dem Ort das Gepräge, haben sich aber stark dem einträglichen Tourismus angepaßt.

In der beruflichen Struktur dieses Viehweidendorfes zeigt sich also auch eine Einseitigkeit, die sich wiederum aus der geographischen Lage erklärt. Die große Zahl der Bier- und Budegäste, der gleichfalls recht ansprechende Prozentsatz von ständig ansässigen Rentnern und nicht zuletzt die große Zahl der Viehwanderer deuten aber zugleich darauf hin, daß dieser Flecken Erde tatsächlich ein Wunderland ist.

Anschr. d. Vett.: Straßburg (Ostpr.) Bohlandstr. 17.

Helja Mjösen:

Was du wissen mußt (VI)

Ahnliche und verschiedene Zwillinge

Frage VI: Bei Zwillingen werden Sie die Beobachtung gemacht haben, daß sich einige sehr ähnlich sehen, andere dagegen recht verschieden sind. Wie erklärt man sich die Ähnlichkeit zwischen den „ähnlichen“ Zwillingen? Wie erklärt man sich den Unterschied zwischen den „unähnlichen“?

Antwort: Die Erklärung liegt darin, daß es zweierlei Zwillinge gibt — einkörperige und zweikörperige. Die ersten haben sich aus einem Ei entwickelt und haben genau dieselbe Erbmasse. Daher die große Ähnlichkeit. Die zweikörperigen haben sich aus zwei verschiedenen Eiern entwickelt, und ihre Erbmasse hat nicht mehr Gemeinsames als bei gewöhnlichen Geschwistern. Daher mitunter die

Verschiedenheit. (Etwas über 1 v. Hundert aller Geburten ist eine Zwillingengeburt. Davon sind wieder rund ein Viertel einkörperige Zwillinge.)

Ob ein Zwillingspaar einkörperig oder zweikörperig ist, läßt sich entscheiden, indem man eine Reihe sicher erblicher Merkmale der beiden miteinander vergleicht: Haar- und Augenfarbe, Körperbau usw. — die im Falle der Einkörperigkeit Übereinstimmung zeigen müssen.

Für die Erforschung ist die Untersuchung von Zwillingen von großer Bedeutung. Da die einkörperigen „echten“ Zwillinge denselben Erbstock haben, kann man sagen, daß, wo sich Unterschiede zwischen ihnen zeigen, diese ein Ergebnis äußerer Beeinflussung sein müssen: Ernährung, Schule usw. Auf diese Weise erhält man ein klares Bild von dem Verhältnis zwischen Vererbung und

Umwelt. Ein Vergleich eineriger und zweieriger Zwillinge bietet ebenfalls wertvolle Aufschlüsse. Waren die äußeren Verhältnisse für die Entwicklung des Einzelwesens entscheidend, dann müßten zweierige Zwillinge eben so ähnlich sein wie die eineigenen (weil die Erziehung der beiden „Partner“ in beiden Fällen die gleiche ist). In Wirklichkeit verhält es sich aber nicht so. Es hat sich im Gegenteil gezeigt, daß eineige Zwillinge, die in derselben Umwelt aufgewachsen, viel ähnlicher sind als die zweierigen.

Die „echten“ Zwillinge haben oft dieselbe Intelligenz, in der Schule sind sie oft gleich „tüchtig“, ihre Interessen und ihr Geschmack geben oft in derselben Richtung. Man kennt typisch musikalische Zwillinge, geistes schwache Zwillinge, verbrecherische Zwillinge usw. Selbst wenn sie getrennt erzogen werden und in verschiedener Umwelt aufgewachsen, bleibt die Ähnlichkeit weitgehend bestehen.

Gemeinsamer Erbstoff — gemeinsamer Lebenslauf.

Es ist, als ob die Zwillinge aus irgendeinem Grund einander auf Schritt und Tritt folgen. Auf Grund einer gemeinsamen Einstellung und Auffassung richten sie ihr Leben in derselben Weise ein, und zeigen gemeinsame Interessen. Es kommt nicht selten vor, daß sie zur selben Zeit heiraten, wenn einer von ihnen frank wird, erkrankt häufig auch der andre und oft sterben sie zur selben Zeit. (Vor einiger Zeit ging eine Mitteilung durch die Presse von zwei 90-jährigen Zwillingsschwestern in der Nähe von Stavanger, die am selben Tag starben. Dass zwei Menschen von diesem Alter zur selben Zeit sterben, kann natürlich auf „Zufall“ beruhen, wahrscheinlich aber ist es nicht. Man darf vielmehr annehmen, daß der gemeinsame Erbstoff den gemeinsamen Lebenslauf bedingt.) Dass erbgleiche Zwillinge nicht immer zur gleichen Zeit erkranken, liegt darin begründet, daß es zur Auslösung mancher Krankheitsbereitschaft bestimmter Umwelteinflüsse bedarf. Haben beide Zwillinge eine sehr geringe Widerstandsfähigkeit gegen Infektion mit Tuberkeln, so werden wahrscheinlich beide an einer Tuberkulose erkranken, denn die Umwelt enthält immer genug Tuberkelbazillen, um bei Menschen mit sehr geringer Widerstandskraft eine Tuberkulose hervorzurufen. Ist ihre Abwehrfähigkeit sehr gut, werden sie wahrscheinlich beide nicht erkranken. Ist sie aber mittelmäßig, so bedarf es zur Auslösung der Krankheit eines mehr als üblichen Umweltfaktors: der Zwilling, der nun die durchschnittliche Tatsachengefährdung erlebt, wird mit Tuberkulose fertig werden, der aber, der in größerer Gefährdung lebt (z. B. mit einem franken Schulkameraden zusammen ist), wird eher erkranken trotz gleicher ererblicher Besoffenheit. In Wien wohnen zwei Zwillingsschwestern Elfriede Auguste und Auguste Elfriede, von denen behauptet wird, ihre Ähnlichkeit sei etwas noch nie „dagewesenes“. Sogar die Fingerabdrücke fallen fast identisch ein — was eine große Seltsamkeit ist. Außerdem haben sie, wie es heißt, denselben Pulsdruck, denselben Blutdruck, denselben Geschmack, denselben Stimmlaß und daselbe Gewicht.

Der deutsche Forsther Prof. Büttner berichtet von einem über 80 Jahre alten Zwillingspaar, das im Rheinland geboren wurde. In der Schule waren sie gleich befähigt, und die Handschrift war praktisch gesprochen dieselbe. Beide Brüder waren musikalisch, sangen gern und hatten Tenorstimmen.

Auch hinsichtlich der Krankheiten zeigten die Brüder große Übereinstimmung. War der eine von ihnen frank

und ließ sich mit irgendeiner Medizin behandeln, brauchte auch der andere Bruder aus Erfahrung und mit gutem Erfolg dieselbe Medizin.

Das Körpergewicht hielt sich bei beiden auf ungefähr denselben Höhe mit einem Unterschied von höchstens 2 bis 3 Pfund. Die Körperhöhe war bei beiden 162 Centimeter, Schuh- und Kragennummer waren die gleichen. Dazu hatten beide ein auffallend scharfes Gedächtnis und dieselbe Lebensauffassung und politische Einstellung.

Besonders auffallend sind Zwillingssfälle bei denen die

Zwillinge in verschiedener Umgebung aufgewachsen sind. Hier sei ein typischer Fall, der von dem amerikanischen Forsther P. Popenoe untersucht wurde, erwähnt:

Eine Familie namens Irmin, die in einer kleinen Stadt in Black Hills wohnte, hatte drei Kinder — zwei Söhne und eine Tochter. Danach wurden die Zwillingsschwestern geboren. Die Mutter wurde nach dieser Geburt nie wieder ganz gesund und starb 8 Monate später.

Die Zwillinge wurden in verschiedenen Familien untergebracht, und bekamen eine sehr verschiedene Erziehung.

Die eine Zwillingsschwester, B., wuchs auf einem Bauernhof auf, kam in die Volksschule, dann in eine Handelschule, um später eine Bürostellung zu erhalten. Später hatte sie mehrere Bürostellen in verschiedenen Städten. Im ganzen war ihre Ausbildung recht einfach und sie lebte in einfachen, bescheidenen Verhältnissen.

Die andere Zwillingsschwester, J., fing erst in einer landwirtschaftlichen Schule an, kam dann in eine höhere Schule, wurde als Krankenschwester ausgebildet, war später 3 Jahre Lehrerin an einer Schule, heiratete und bekam einen Sohn und fing später wieder als Schullehrerin an.

Die äußere Ähnlichkeit zwischen den Zwillingen ist auffallend. Sie haben genau die gleiche Körperhöhe und fast dasselbe Körpergewicht. Wenn sie zusammen waren, brauchten sie oft gemeinsame Kleider, die beiden genau passten, und ihre Freunde konnten ihre Stimmen nicht unterscheiden. Der kleine Sohn der einen Zwillingsschwester hat seine Tante nie gesehen, kann aber ihre Photographien nicht von denen der Mutter unterscheiden. Beide haben etwas schwache Lungen, worunter sie von Zeit zu Zeit gelitten haben.

„Es ist sehr bedauerlich“, sagt die eine Schwester, „daß ich mich nicht den genauen Daten unserer Krankheitsperioden erinnern kann, es ist aber stets vorgekommen, daß Briefe, in denen stand, daß wir frank waren, sich gekreuzt haben, bis wir zuletzt davon gewußt waren, von der anderen zu hören, sie sei frank, wenn eine von uns sich nicht wohl fühlte.“

„Es ist fast unglaublich“, sagt sie weiter, „wie wir immer zur selben Zeit dieselben Dinge vor hatten. Das letztemal waren es die Haare, die wir uns schneiden ließen, ohne daß die eine von der andern wußte. — Wie lieben beide Geschichte und interessieren uns für Gesellschaftsfragen und Politik. Keine von uns interessiert sich für Matheematik, und ich glaube auch keine von uns würde sich zum Studieren eignen.“

Eine Veruneinigung ist nie zwischen uns vorgekommen und obwohl ich meine andern Geschwister auch lieb habe, hat mir keine von ihnen so nahe gestanden wie B.“.

Anschr. d. Verf.: Vinderen-Oslo.

Buchbesprechungen

Eckhardt, H., und Östertag, B.: Körperlische Erbkrankheiten. Ihre Pathologie und Differentialdiagnose. Unter Mitwirkung von W. Clausen, G. Rosenhagen, M. Schwarz. 1940. Leipzig, J. A. Barth. 272 S. Brosch. RM. 16.20, geb. RM. 18.—.

Das Buch bildet eine gute Ergänzung der verschiedenen in den letzten Jahren herausgekommenen Bearbeitungen der in ihm behandelten Gebiete. Es ist aus der Lebhaftigkeit der Herausgeber an der Staatsakademie des Öffentlichen Gesundheitsdienstes hervorgegangen und für alle in der praktischen Erbgesundheitspflege tätigen Ärzte sowie den ärztlichen Nachwuchs bestimmt. Während die eblige Taubheit von Schwarz und die ebligen Augenleiden von Clausen behandelt werden sind, zwei erfahrenen Kenner ihres Gebietes, haben die Herausgeber folgende Kapitel übernommen: Grundlagen der Schalentwicklung (Östertag), Die Verbildungen des Stütz- und Bewegungsapparates (Eckhardt und Östertag), Neurologische Erbkrankheiten und deren Differentialdiagnose. A. Anatomischer Teil (Östertag), B. Klinischer Teil (Rosenhagen).

Während das Handbuch der Erbpathologie des Menschen (Gut) vorwiegend für den wissenschaftlichen Gebrauch bestimmt bleiben wird und das Handbuch der Erbkrankheiten (Gütt) in der Hauptsache für Gesundheitsämter berechnet sein dürfte, stellt das vorliegende Buch eine handliche Zusammenfassung des Wichtigsten und Bekanntesten dar. Thuma hat kürzlich darauf hingewiesen, daß im Handbuch der Erbkrankheiten eine Behandlung der neurologischen Erbleiden fehle. Hier sind sie ausführlich dargestellt worden, nicht nur klinisch, sondern auch anatomisch. Überhaupt ist die Berücksichtigung der pathologisch-physiologischen Verbältnisse ein Vorteil des Buches, da der Leser auf diese Weise in die körperlichen Grundlagen und Entstehungsbedingungen der körperlichen Erbkrankheiten eingeführt wird. Auch neben der kürzlich herausgekommenen Erbpathologie des Baur-Fischer-Lenz und der ausgerückneten, knappen Erbpathologie aus der Feder v. Verschuer's wird das Buch seinen Platz haben.

J. Schottky.

Kranz, H. W., u. Koller S.: Die Gemeinschaftsunfähigen. II. und III. Teil. 1941. Gießen, Karl Christ. 167 S. Bart. RM. 4.50.

Die Schrift stellt einen bemerkenswerten Beitrag zur Lösung des sogenannten Asozialenproblems dar. Das dem ersten Teil zugrunde liegende Material ist erheblich erweitert worden. Auf Grund der erbpathologischen, soziologischen und ethnohistorischen Durcharbeitung werden Vorschläge für ein Geleit zur Bekämpfung der Asozialen gemacht. Es werden verhärtert bzw. Strafmaßnahmen, gegebenenfalls die Überkennung der volkstümlichen Ehrenrechte und notfalls Asylierung gefordert, die durch ein Gericht bei gemeinschaftsunfähigen oder durch gemeinschaftsunfähigen Verhalten ihrer Blutsverwandtschaft belasteten Personen angeordnet werden sollen. J. Schottky.

Krayl, Karl: Hippokrates-Brevier. 2. Aufl. 1941. Stuttgart, F. Enke. 156 S. Geb. RM. 3.60, geb. RM. 5.20.

Die Schrift bringt eine Anzahl von Sägen oder kurzen Ausführungen des Hippokrates in besonderer Anordnung und in einer neuen Übersetzung des Verfassers. Es ist immer wieder überraschend, wie nahe uns die Abschauungen und Eckenntnisse der alten Griechen im Grunde stehen. Der Wert des Buches liegt darin, den großen Ärzte uns heutigen näherzubringen. Ob die Über-

zeugung durchweg allen Anforderungen entspricht, wird von den Philologen entschieden werden müssen. Dass der Verfasser nicht immer das Richtige trifft, scheint mir aus dem von ihm selbst Seite 152 angeführten Beispiel vorzugehen. Die ältere von ihm abgelehnte Überzeugung (über die Ursachen unbedeutlichen Sprechens) erscheint sinnvoll und psychologisch ganz den Tatsachen und Beobachtungen entsprechend, im Gegensatz zu der neuen Überzeugung.

J. Schottky.

Conrad, K.: Der Konstitutionstypus als genetisches Problem. Versuch einer genetischen Konstitutionslehre. 1941. Berlin, Springer-Verlag. 280 S. Preis RM. 21.—, geb. RM. 22.80.

Conrad geht von der bekannten und fruchtbaren Konstitutionstypologie Betschmers aus. Er betrachtet weit ausgedehnt die Konstitutionstypen in ihrer genetischen Bedingtheit und im Rahmen des Entwicklungsgedankens. Die Einzelwissenschaften werden sich mit den verschiedenen hier aufgestellten Einteilungen und Lösungen und mit den aufgeworfenen Fragestellungen näher zu befassen haben. Mir erscheint der Hinweis wesentlich, dass es sich bei allen derartigen Aufstellungen um gedenkliche Abzweigungen handelt, möglicherweise auch in vielen der Wirklichkeit sehr nahe kommen und uns die von Zeit zu Zeit wieder einmal nötige Zusammenfassung der Einzelergebnisse verschiedener Disziplinen bringen (ich erinnere zum Vergleich an Betschmers weit über Medizin und Naturwissenschaft hinausgreifende Wirkung mit „Körperbau und Charakter“, auf welchen Conrad hier weitgehend aufbaut). Damit ist ihr Wert, aber auch ihre zeitliche und sachliche Bedingtheit gegeben.

J. Schottky.

Matura, D.: Das deutsche Genie. Neue grundlegende Forschungsergebnisse über Zahl, Vorkommen und Artenreichtum genialer Menschen im völkischen Staat. 1941. Wien, Österreichischer Landesverlag. 179 S.

Die Frage des Genies ist in diesem Buche psychologisch, geistes-wissenschaftlich und politisch abgehandelt. Es enthält manche klugen und richtigen Gedanken. In seinen Utreilen ist Verf. selbständig und sehr entschieden, gelegentlich greift er aber stark daneben. Abicht des Buches ist, Wege zu zeigen, wie man ein Genie frühzeitig erkennen und fördern könne. Eine Berücksichtigung der erbbiologischen Voraussetzungen hätte manche jetzt gescheiten Ausführungen berichtig und ergänzt.

A. Paul.

Peters, H.: Haustier und Mensch in Libyen. 81 Abb. 1940. Öhringen, Ferd. Rau. 148 S.

Ein Haustierbiologe und Anthropologe legt hier einen hochinteressanten Bericht über eine im Frühjahr 1938 nach Libyen ausgeführte Studienreise vor. Mir Recht betont der Verf. eingangs, daß das Thema Haustier nicht in praktischen Zielen allein erschöpft, sondern daß — im Sinne einer synthetischen biologischen Gesamtaufschaffung eines Landes — die kulturelle und rassegeschichtliche Seite, die Webstabebeziehungen, die zwischen Haustier und Mensch bestehen, besonders wesentlich erscheinen. Werden doch Entstehung und Verbreitung eines Haustieres erst durchschaubar, wenn die Rassengeschichte seines Züchters kennt, der es auch bei seinen Wanderungen mit sich geführt hat. Die Bindungen geben ja hier bis in das Rassenpsychologische hinein: „Wer könnte sich vorstellen, daß etwa ein fälscher Bauer einen Pelikanen oder Barsoi gezüchtet hätte?“ Die Haustierrassenkunde erscheint

so „als Hilfswissenschaft für Ethnographie und Anthropologie“. So hat Peters mit einer recht vielseitigen Fragestellung seine Reise nach Libyen angetreten, in ein Gebiet „wesentlich rassischer Übersicht und Durchmischung“. Als Ergebnis eines verhältnismäßig kurzen Aufenthaltes wird man keine umfassende Monographie des bereisten Gebietes erwarten. So nennt der Verf. sein Buch denn auch einen „ersten orientierenden Einblick in die libyschen Verhältnisse“. Dem Ref. erscheint dies zumindest sehr bescheiden, denn Peters legt uns immerhin schon Ergebnisse vor. Sie werden durch ein prachtvolles Bildmaterial begleitet, für sich sprechende Bilder, die das Buch zu einem kleinen Kunstwerk machen! — Der Verf. hatte Gelegenheit, eine Eingeborenenkompanie (*Oase Tripolis*) von rund 100 Mann, meist alteingesessene Küstenbewohner, vermessen und photographieren zu können. Diese stichprobenhafte Untersuchung zeigt bereits die ganze Kompliziertheit der rassengeschichtlichen Probleme Nordafrikas.

G. Heberer.

Grotz, H.: *Libyen und die italienischen Kraftselder in Nordafrika*. 1931. Leipzig u. Berlin, B. G. Teubner.

Grotz legt umfangreiches, auf eignen Studienreisen gesammeltes Material über die vorausschauende, seit der Besitzergreifung im Jahre 1911 geleistete, kolonialistische Arbeit Italiens in Libyen vor, wobei er den Raum landeskundlich und geopolitisch mit der gleichen Gründlichkeit behandelt, wie die eingeborene Bevölkerung rassisch und die Verpflanzung italienischer Bauern siedlungsmaßig.

V. Welfoborsky.

Pfeiffer, K. H.: *Die angelsächsische Neue Welt und Europa*. 1931. Berlin, Juncker & Dünnhaupt.

Zur angelsächsischen Neuen Welt zählen die Raumgebiete der Vereinigten Staaten, Kanadas, Australiens, Neufelands und Südafrikas. Jedes dieser fünf Gebiete erhebt den Anspruch, ein eigenes nationales Wesen innerhalb der Neuen Welt entwickelt zu haben. Die Eigenart jedes Landes innerhalb der angelsächsischen Welt beruht auf der Verschiedenheit des Aufbaus, seiner Größe und Volkszahl, seines Bodens und Klimas, Zahl und Gewicht der eingeborenen Bevölkerung, der völkischen Zusammensetzung der Zuwanderer und endlich Bodensechstum und seiner Lage zum Weltverkehr. Trotz Reichtum und Überfluss an Bodenschätzen vermöchten die Herren der angelsächsischen Neuen Welt keine neue Lebensordnung zu schaffen, gerieten vielmehr in immer größere Abhängigkeit zu den englisch-amerikanischen Mutterländern, wobei der Versuch einer freibürgerlichen Demokratie der jüdisch-kapitalistischen Wirtschaftsauffassung unterlag. Verfasser beweist, daß damit die Aufgabe, der weissen Rasse den Weg

in die Zukunft zu weisen, den starken Völkern der Alten Welt zufällt.

V. Welfoborsky.

Kremm, E.: *Söroyische Sprachlehrer* (Germanische Bibliothek Bd. 22). 1930. Heidelberg, C. Winter. VIII u. 150 S., 8°. 1 Karte. Geb. RM. 8.—.

Auf den Fäldern „Söhofinseln“, deren Name in der Sprache ihrer Bewohner Föroyar lautet, lebt seit der Wikingerzeit ein kleines Volk norwegischen Ursprungs, das heute etwa 27000 Menschen zählt. Im Mittelalter wurde auf diesen Inseln — das zeigen die dort geschriebenen Urkunden und Bücher — eine Mundart gesprochen, die dem Altnorwegischen und dem Altländischen noch recht nahe stand. Diese Mundart hat während der folgenden Zeit, in der als Schriftsprachen das Lateinische und das Dänische herrschten, viele Besonderheiten entwickelt und sich selbst in neue, auf einige wenige Inseln beschränkte Mundarten gespalten. Erst im 19. Jahrhundert wurde eine einheimische Schriftsprache geschaffen.

Die wichtigsten Literaturdenkmäler des Völkhens sind mittelalterliche Balladen, die bis tief in die Neuzeit herein bei Tanz vorgetragen worden sind. Manche dieser Balladen gehörten dem Sagenkreis der Nibelungen an und haben die Aufmerksamkeit der Gelehrten auf die Fälder gelenkt, doch hat dies keinen von Ihnen veranlaßt, die färsische Sprache systematisch zu behandeln; insbesondere hat sich keiner von den betreffenden deutschen Forschern bewogen gefühlt, eine deutsche Grammatik des Färsischen zu schaffen. So blieb es Ernst Kremm vorbehalten, die erste „Färsische Sprachlehrer“ zu schreiben, die wir als Vorbotin einer lebhafteren Beschäftigung mit diesen Färdleuten begreifen dürfen.

Kremm, der auch sonst über die Fälder verschiedene Schriften herausgegeben hat, ist von jener Liebe zu seinem Gegenstand erfüllt, der auch die Bahnbrecher der Islandfunde ausgezeichnet hat. Ohne diese Begeisterung kommt man einer so schwierigen Sprache kaum nahe. Möge der Erfolg des Buches beweisen, daß wir selbst in den Jahren der größten Anspannung unserer Kräfte noch imstande sind, ein so ferne liegendes Wissensgebiet zu pflegen. Drei Wünsche möchte ich für eine Neuauflage dem Verfasser ans Herz legen. In einigen Abschnitten, namentlich in der Lautlehre, ist manches so kurz behandelt, daß leicht Missverständnisse eintreten könnten; ein paar Seiten mehr würden genügen, um diese Gefahr zu bannen. Ebenso würden sprachgeschichtliche und vergleichende Bemerkungen den Umfang nicht allzu sehr vergrößern, aber doch den Gegenstand für solche, die schon eine andere nordische Sprache kennen, sicher viel anschaulicher machen. Schließlich wären etwas ausführlichere Sprachproben erwünscht, wie sie in Grammatiken sonst üblich sind.

S. Gutenbrunner.

Aus Rassenhygiene und Bevölkerungspolitik

Von der norwegischen Bevölkerungsbewegung. Die neueste Einwohnerzahl Norwegens wird mit 297708 Personen angegeben. Damit ist Norwegen zur Zeit die kleinste völkische Einheit Westeuropas. Hinsichtlich seiner Geburtenhäufigkeit stand auch Norwegen in den letzten Jahrzehnten im Zeichen des Rückgangs, 1935 war ein besonderer Tiefstand erreicht. Die natürliche Bevölkerungszunahme hat, da das Sinken der Sterblichkeitsziffer nicht mit dem der Geburtenziffer Schritt halten konnte, mit ziemlicher Regelmäßigkeit ebenfalls abgenommen. Der jeweilige Stand der Bevölkerungszahl ist in Norwegen nicht unwe sentlich bedingt durch den Umfang der Auswanderung,

Allerdings hat die eigentliche Auswanderung in den letzten Jahren im Vergleich zur Jahrhundertwende erheblich nachgelassen. Die Zahl der Eheschließungen ist seit 1932 gestiegen. Mehrfache Eheschließungen sind äußerst selten, 90 v. H. aller Eheschließenden heiraten zum erstenmal.

Maßnahmen mit bevölkerungspolitischer Bedeutung.

Steuererleichterung für die Witwen Gefallener; Diese werden in Steuergruppe III (Ehepaare bis zum 5. Ehejahr ohne Kind) eingestuft, sofern nicht, wenn

Kinder da sind, Steuergruppe IV anzuwenden ist. Die Kinderermäßigung für gefallene Söhne wird im Todesjahr und dem darauf folgenden Steuerjahr weitergewährt.

Wegfall des Hinzuverdienstesvermerks auf der Lohnsteuerkarte der mitverdienenden Ehefrau.

Reform der Versorgungstarife: In dem Gemeindebeschluß für Strom-, Gas- und Wassertarife lag eine indirekte Steuer, die den Gemeinden zuflößt und die, wie jede indirekte Besteuerung, die Kinderreichen am stärksten traf, beschlossen. Dadurch, daß ab 1. April 1941 in den kleineren Gemeinden unter 3000 Einwohner keine Gemeindebeschlüsse mehr erhoben werden und sie in den größeren Gemeinden wesentlich herabgesetzt werden, tritt eine Erleichterung gerade für die Haushalte mit einer großen Familie ein.

Für den Familienunterhalt der Einberufenen werden etwa 5 Milliarden im Platsjahr gebraucht, d. i. $\frac{1}{3}$ der deutschen Einnahmen. Die bevölkerungspolitischen Maßnahmen kosten z. Zt. jährlich 1 Milliarde.

Die erweiterten Kinderermäßigungen bei der Einkommensteuer gelten über das 25. Lebensjahr hinaus, wenn die Ausbildung wegen Ableistung des Wehrmachtdienstes verzögert werden mußte. Die Kinderermäßigung bei der Lohnsteuer wird bis zum 25. Lebensjahr gewährt, wenn das Kind bei der Wehrmacht (als Wichtigkeitsempfänger) ist.

Zur belgischen Flamenfrage. Belgien hat auf einer Fläche von 30 500 qkm 8294 674 (1940) Einwohner und damit die größte Bevölkerungsdichte Europas. Recht verschieden stark beteiligt sind daran jedoch die beiden, auf belgischem Boden lebenden Volksgruppen, die Flamen und die Wallonen.

1938 zählten die 5 flämischen Provinzen eine Bevölkerung von 5471787, die 4 wallonischen Provinzen eine solche von 2786719. Auf die wallonischen Gebiete macht sich durch das Ansteigen der flämischen Bevölkerungszahl ein wachsender Druck bemerkbar. Von den flämischen Provinzen erreicht Brabant eine Bevölkerungsdichte von 539, Antwerpen etwas über 300, Westflandern 300; Limburg wird bereits in wenigen Jahren durch seinen Kinderreichtum und seinen industriellen Aufschwung den anderen Provinzen gleichsetzen. Für die Provinz Lüttich ist durch die Rückkehr Lüttens-Malmedy ins Deutsche Reich eine Veränderung der Bevölkerung eingetreten; sie erreicht nur eine Bevölkerungsdichte von 250, wobei zu berücksichtigen ist, daß in Lüttich Tausende von Flamen wohnen. Das Wohngebiet der Provinz Namur hat nur 106 Einwohner auf den qkm, die Provinz Luxemburg nur 99. Trotz der bisher teils nach Nordfrankreich, teils nach dem wallonischen Industriebecken sich ergießenden Auswanderung und trotz der Verstreuungspolitik der ehemaligen belgischen Regierung haben fast ausschließlich die Flamen zu dem noch bestehenden Geburtenüberschuß beigetragen.

Außer Brüssel, Vilvoorde, Mons und Charleroi hatten die drei wallonischen Provinzen Hennegau, Lüttich und Namur 1938 schon einen Sterblichkeitsüberschuß zu verzeichnen, ebenso das wallonische durchsegte Brabant. Bei den flämischen Provinzen zeigt sich, daß dort, wo die höchsten Geburtenzahlen zu finden sind, gleichzeitig die niedrigsten Sterblichkeitsziffern festgestellt werden. So zeigt z. B. Limburg bei einer Sterblichkeitsziffer von nur 10,3 a. T. einen Bevölkerungsüberschuß von 16,2 a. T., so sind limburgische Dörfer in wenigen Jahren zu ansehnlichen Siedlungen angewachsen. Dabei können in ganz Flandern durch eine verminderte Säuglingssterblichkeit noch wesentlich günstigere Verhältnisse bestehen. Für die Flamen spielt das Raumproblem schon seit Jahrzehnten eine gewichtige Rolle. Wegen der großen Raumnot haben von 1900 bis 1939 insgesamt 553 479 Flamen Belgien verlassen, von denen sich 367 396 in Frankreich sesshaft machen, darunter 54 601 Bauern mit ihren Familien. Die flämischen Siedlungen sind in bestimmten Gebieten Nordfrankreichs konzentriert, wodurch es möglich war, den Aussiedlerversuch der französischen Regierung Widerstand zu leisten. Die etwa 80 000 Flamen, die noch über die Somme hinaus in südlicher Richtung verstreut siedeln, haben die Schwierigkeiten eines Lebens in fremdwäldischer Umgebung erlebt und sind infolgedessen häufig wieder in nordwestlicher Richtung in die Nähe des flämischen Kerngebietes zurückgekehrt.

Die Laufbahn eines 44-Arzes, 44-Jahnsatzes und 44-ägyptischen Apothekers. Die Ausbildung in allen Zweigen des truppenärztlichen Dienstes findet auf der 44-ärztlichen Akademie in Graz (Steiermark) statt, während die fachwissenschaftliche Ausbildung durch die Universität Graz übernommen wird. Ein Monatssatz, das bei den Waffen SS erbärblich ist, enthält die Voraussetzungen für die Aufnahme, den Ausbildungsgang und die Beförderungsausichten — Möglichkeit zu wissenschaftlicher Weiterbildung. Der 44-Arzt soll die ideale Verbindung im politischen Soldaten und Arzt darstellen. Er ist Träger des Auslesegedankens, als Lehrarzt verantwortlich für die Durchführung des Heirats- und Verlobungsbefehls der 44, zugleich Hausarzt der Familienangehörigen seiner Truppe.

Ein Lehrstuhl für Rassenpolitik. An der Reichsuniversität Posen wird erstmalig die Rassenpolitik einen eigenen Lehrstuhl bekommen. Er wird innerhalb der Philosophischen Fakultät errichtet, die sich in Posen durch die starke Betonung volkswissenschaftlicher Fächer auszeichnet. So wird es neben einem Lehrstuhl für Deutsche Vorgeschichte und für Volkstunde einen weiteren für Volkslehre geben.

Berichtigung: Im Heft 11 des vorliegenden Jahrgangs muss die Beschriftung auf S. 101 bestimmt sein: Prof. Dr. Bielefeld, Gemälde von Siegfried Dienstlein; auf S. 180: Professoren an der Universität Dorpat aus dem Anfang des vorliegenden Jahrhunderts: Reichsdeutsche und Schweizer.

An unsere Leser!

Mit dem Jahrgange 1942 übernimmt wieder 44-Standartenführer, Prof. Dr. Bruno Kurt Schulz, der seit Beginn des Krieges im Heeresdienste stand, die Schriftleitung von „Volk und Rasse“.

Fräulein Dr. Elisabeth Pfeil sei an dieser Stelle unser aufrichtiger und ganz besonderer Dank zum Ausdruck gebracht. In vorbildlicher und selbstloser Weise hat sie die Mühe der Schriftleitung seit Kriegsbeginn auf sich genommen und dadurch das Weitererscheinen der Zeitschrift gesichert. Wir hoffen, daß Fräulein Dr. Pfeil auch weiterhin nach Kräften an „Volk und Rasse“ mitarbeiten wird.

J. F. Lehmanns Verlag.



Aufn. O. Kolar
Waffen-SS im Felde



Aufn. O. Kolar



Das Ziel allen Kampfes ist die Sicherung des Lebensraumes für unsere Kinder

Kämpfer der Heimatfront



Aufn. E. Rehstall

Arbeiter aus Westfalen
Nordische Rasse mit fällischem Einschlag



Aufn. Bogner

Wahrtschiffer
Vorwiegend fällische Rasse



Aufn. H. Brinkmann-Schröder

Danziger Fischer, Nordische Rasse
Der schmalere Nordische Typus im heutigen Osten



Aufn. K. Riegel

Arbeiter aus Ostböhmen
Vorwiegend Nordische Rasse